

Wilhelm Uhde: Vor den Pforten des Lebens

Aus den Papieren eines Dreissigjährigen

Leipzig 1902
Hermann Seemann Nachfolger



"Rien ne nous rend si grands qu'une grande douleur" A. de Musset.

Zur Erinnerung an unvergeßlich schöne ernste und heitre Stunden und als Zeichen treuer Freundschaft von Ihrer

L'Amita.

Heidelberg. 1907.

Wilhelm Uhde

Vor den Pforten des Lebens





Vor den Pforten des Lebens

Aus den Papieren eines Dreissigjährigen

von

Wilhelm Uhde



Leipzig
Hermann Seemann Nachfolger



LUDWIG VON HOFMANN.

der den goldenen Träumen

unserer schwermüthigen Jugend Gestalt giebt,

ist dieses Buch verehrungsvoll zugeeignet

„Qu'as-tu fait, ô toi que voilà
Pleurant sans cesse,
Dis, qu'as-tu fait, toi que voilà
De ta jeunesse?"

Verlaine.

In dem staubigen Chambre garnie, das ich in einer der lebhaftesten Strassen der Hauptstadt bewohnte, waren die Jalousieen herabgelassen, um die Wärme der Nachmittagssonne fernzuhalten. Ich sass auf dem grünen Plüschsopha, dessen Hitze und schauderhaft falsche Eleganz ein Gefühl grossen Unbehagens in mir wachriefen.

Da ich bis zum nächsten Tage ein schwieriges Referat zu erledigen hatte, fasste ich den Entschluss, mich an den Schreibtisch zu setzen. Aber der Anblick des Aktenstosses, des bestaubten weissen Papieres, der wie in Mehl getauchten Schreibutensilien liessen mich von meinem Vorhaben abstehen. Ein Gefühl, aus Wuth, Müdigkeit, Langeweile gemischt, marterte mich; ich schmeckte förmlich den Sand mit der Zunge und das Klingeln der elektrischen Strassenbahn quälte meine Nerven.

Zum Überfluss war Sonntag. Draussen, das wusste ich, wälzte sich jetzt das Volk

langsam und schwitzend ins Freie: aufgedonnerte Mütter, Väter mit Claquehüten, Kinder in Weiss, die mit der einen Hand den Luftballon, mit der anderen die in Zeitungspapier gewickelten Butterbröte hielten. Was thun? Mir war zu Muthe wie einem Menschen, der seit zehn Stunden bei sengender Gluth in einem Abtheile zweiter Klasse fährt und es noch weit bis zum Reiseziele hat.

Da läutete es plötzlich in meinem Flure und die Wirthin brachte mir eine zierliche Karte, auf welcher der mir unbekannte Name einer Dame stand. Erstaunt bat ich nach einigem Besinnen, sie eintreten zu lassen.

Alsbald stand mir eine in tiefe Trauer gekleidete Frau gegenüber. Der schwarze Schleier liess ihre Schönheit immerhin ahnen. Ihr reiches Haar war von einem wundervollen goldigen Blond, die Figur gross und schlank, die Bewegungen auffallend ruhig und müde. Ich bat sie, Platz zu nehmen und fragte, was mir die Ehre ihres Besuches verschaffe.

„Kannten Sie Herrn —?“, sie nannte einen Namen.

„Er zählt zu meinen besten Freunden“, entgegnete ich erstaunt.

„Zählte“, korrigierte sie mich und nach einigem Zögern fuhr sie leiser fort: „Ihr Freund ist nicht mehr am Leben.“

Ich war so fassungslos, dass ich nur ein ziemlich unbeholfenes „Wieso?“ stotterte und dann wohl ebenso fortfuhr: „Ist ihm ein Unglück zugestossen?“

„Ein Unglück zugestossen —“, die Frau mir gegenüber wiederholte diese Worte mit einem seltsamen Tone, fast ein wenig ärgerlich und sehr langsam, als überlege sie, ob sie weiter sprechen solle. Dann streifte sie mit einem Blicke den mit Akten bedeckten Schreibtisch und entschloss sich endlich zu einem kurzen „Ja“.

Da sie nichts hinzufügte, fragte ich zögernd: „Ist er etwa abgestürzt? Er liebte waghalsige Bergtouren.“

„Ja, ja, die liebte er“, entgegnete sie lebhafter, „aber wohl in anderm Sinne, als Sie es meinen. Den Grund, warum Ihr Freund sterben musste, werden Sie aus diesen Papieren hier erfahren. Da der jetzt Entschlafene einst mit grosser Liebe von Ihnen sprach, hielt ich mich für verpflichtet,

sie Ihnen zu bringen, sobald mich mein Weg in die Hauptstadt führte. Dabei öffnete sie ein Packet, das ich erst jetzt bemerkte.

„Aber ich störe Sie?“

„Keineswegs“ entgegnete ich mit einem flüchtigen Blicke auf die Akten.

„So lesen Sie bitte“, sagte sie, indem Sie mir die Papiere reichte.

Und ich las.

---

den 14. September.

Es ist eine schreckliche Fahrt. Stundenlang nichts wie Felder; kein Baum, kein Strauch; nur schwarze feuchte Erde und langweilige Gräben. Dabei klatscht der Regen an die Fenster des Zuges. Wenn dieser hält, schimmert durch die weisse nasse Luft das Ziegelrot eines Bahnhofsgebäudes, neben dem kein Garten liegt mit bescheidenen Beeten und einer kleinen Bank, sondern wieder nur dampfende Felder sich breiten.

Die Menschen, die hier aus- und einsteigen, sprechen wenig mit einander. Ihre Bewegungen sind langsam und müde, ihre Stirnen gerunzelt, ihre Blicke ernst und hart. Sie wohnen in niedrigen Hütten; sie hassen die Sonne, weil sie glüht; sie hassen das Meer, weil es über die Dämme wogt; sie hassen die Scholle, die sie bebauen, weil sie nicht immer ihre Mühe lohnt. Sie

haben nachts keine Träume, oder aber solche, die voll Schrecken und Angst sind. Der Strom der Jahrhunderte mit seinen Reichthümern ging nicht durch ihre Gefilde. So sind sie noch immer wie die ersten Menschen, die im Schweisse ihres Angesichts ihr Brod essen.

Endlich ist meine Station gekommen. Ich steige aus und gehe in das grosse einförmige Gebäude auf dem Deiche, um zu warten, bis mein Dampfer fährt. Ein Kellner in dem Frack, an dem der Schmutz einer Saison klebt, bringt mir träge ein unansehnliches Gericht. Ich würge es hinunter und warte. Um das Haus heult der Sturm, rast der Regen. Nach einer Stunde ist es so weit. Die Schiffspfeife schreckt mich aus meinem Brüten. Ich lasse meine Sachen hinübertragen und wir fahren ab.

Der Kapitän ist ein freundlicher Mann. Er erzählt mir hundert Geschichten; aus seinem Leben und der verflossenen Saison. Das Bad habe sehr viele Gäste mehr als im vorigen Jahre gehabt. Der Fürst X und die Gräfin Y seien auch dort gewesen und hätten versprochen, bald wieder zu kommen. Nun sei es aber ganz leer auf der Insel.

Das ist das einzige, was mich von allen seinen Reden interessiert. Schliesslich fängt er an, mich auszufragen. Ob ich lange bleiben wolle? — „O ja, sehr lange — jedenfalls diesen Winter hindurch“. — Ob ich meiner Gesundheit wegen die Insel besuche? — Ja, ich sei ziemlich krank. — „Sie sehen auch wirklich recht angegriffen aus. Aber der Winter ist bei uns nicht gerade milde. Vielleicht hätte Ihnen da der Süden doch besser gethan; Italien —“. Ich antworte ihm etwas kurz und breche das Gespräch ab.

„Italien!“, wo alles Musik ist und Farbe und Linie, wo das Leben mit Fanatismus von seiner Schönheit spricht. O, der Mann weiss nicht, wie es mit mir steht.

Nach zwei Stunden taucht in der Ferne die Insel auf. Bald unterscheidet man ein Haus am Ufer und daneben eine Windmühle. In weiter Ferne liegt ein rotes Kliff. Sonst sieht man nichts als ein Meer weisser Dünen.

Wir landen und ich bin froh, dass die Fahrt auf den Watten ein Ende hat. Ein Wagen erwartet mich. Noch immer rast der Sturm, peitscht der Regen, schreien die Möven. So fahren wir über die braune

dampfende Heide. Kein Baum, kein Strauch; hier und da Hünengräber. Ab und zu ein niedriges Haus mit einem Strohdache. Die Fahrt dauert lange, denn wir müssen über die ganze Breite der Insel.

Endlich taucht ein Komplex grosser moderner Häuser auf. Ein schier unerträglicher Misston in der Grossartigkeit dieser primitiven Natur. Die letzten lehnen sich an die Dünen. Hinter diesen brandet die offene See.

Beim Aussteigen frage ich den Kutscher, wo man am besten ein Quartier findet. Er meint, die vornehmen Fremdenhäuser seien wohl alle schon geschlossen. Ich sage ihm, dass ich eine stille Wohnung bei Eingeborenen so wie so vorziehen würde. Da weist er mich in das Dorf.

Es sind enge, niedrige, strohgedeckte Häuser mit einem Stalle daneben. Hinter ihnen liegt zumeist ein umfriedetes Stück Land, vor ihnen ein kleiner Garten.

Es ist ganz still im Dorfe. Nur das Blöken der Schafe ist zu hören und der Regen, der an die niedrigen Fenster schlägt und das Brausen des Meeres. Die Strassen sind aufgeweicht. Ich tappe müde und

stumpf vorwärts. Bald stehe ich vor einem Häuschen, das etwas geräumiger scheint wie die andern. Auch der Garten ist grösser. Sogar einige Bäume stehen vor den Fenstern; freilich vom Sturme verwüstet und so gross, dass ich mit der Hand fast ihre Kronen berühre. Ein weisser Zaun umgiebt das Besitzthum und über einer Thüre, die sich nach aussen wie nach innen in ihren Scharnieren dreht, ist ein Schild angebracht, auf dem die Worte stehen: J. P. Hansen, Gärtnerei.

Ich gehe zwischen den jetzt leeren Beeten hindurch auf das Haus zu. Das Quietschen der Thüre hat meine Ankunft vorbereitet und eine Frau mustert erstaunt den Städter. Ich setze ihr auseinander, dass ich zwei Zimmer bis über den Winter hinaus suche. Dabei sehe ich mir die Frau näher an. Sie ist eigentlich gross, geht aber gebückt, als trüge sie schwere Lasten; sie scheint vor der Zeit gealtert; ihr Gesicht wenigstens ist runzelig; aber das Haar ist gelb und die hellblauen Augen sind jung. Frau Hansen ruft ihren Mann. Er kommt behäbig herbei, scheint nicht erstaunt und sagt mit leiser und sehr wohl-

thuender Stimme, dass er mir gern seine beiden Fremdenzimmer vermiethen wolle. Ich sehe sie mir an. Das erste, das auf die Diele geht, ist geräumig. Die Wände sind mit Kacheln getäfelt. Alles ist sauber. Das zweite ist ein kleineres Schlafgemach. Wir einigen uns über den Preis und ich lasse das Nothwendigste von meinen Sachen herschaffen. Das Uebrige kommt erst morgen.

Nun sitze ich auf dem schwarzen Sopha und blicke durch die in Felder getheilte Fensterscheibe. Geradaus wechseln Wiese und Heide. Links steht ein anderes Gehöft. Nach rechts hin kann ich die Dünen schimmern sehen. Unaufhörlich geht der Regen nieder. Langsam zieht die Dämmerung über das Land. Ich bemerke es kaum.

In meinem Zimmer wird es immer dunkler. Und es ist ganz still. Nur die Uhr tickt.

Ich denke an das Leben, das ich verliess und das ich nie wieder sehen werde. Sie sitzen in einem Saale, wo warme Lichter flammen, wo der Wein, den ich liebe, in feinen Schalen glänzt. Ich denke an ein

Kind mit wundervollem blondem Haare. Musik ertönt. Ein Herr im Frack tritt zu ihr, verbeugt sich und lächelt. Sie lächelt wieder und erhebt sich. Er legt seinen Arm um sie und sie tanzen.

In meinem Zimmer ist es ganz still. Nur die Uhr tickt. Ich höre, wie draussen die Wogen des Meeres branden.

Da falte ich still die Hände auf dem Tische und lege mein zuckendes Gesicht auf sie.

den 15. September.

Mit quälenden Schmerzen erwache ich heute morgen. Mein Kopf ist wirr und ich muss mich besinnen, wo ich bin und wie ich hierher komme.

Draussen regnet es nicht mehr, aber der Himmel ist noch voller Wolken. Sie spiegeln sich in den blinkenden Pfützen. Zwei Friesenmänner gehen vorüber ohne zu sprechen. Sie tragen grosse Hüte und rauchen aus kurzen Pfeifen.

In meinem Zimmer ist es kalt und von dem nassen Strohdache aus hat sich ein dumpfer modderiger Geruch verbreitet.

Ein wilder Hass lodert in mir auf. Gegen diesen finstern Himmel, gegen diese niedrigen Hütten, gegen dieses unfruchtbare Land, in dem des Sturmes Macht die Bäume verkrüppelt, die Gestalt des Menschen beugt, ihm frühe Runzeln giebt und den Glanz seines Haares raubt.

Aber ist es denn im grossen Leben anders; wo die Sonne scheint, wo man am Tage singt und spielt und lacht, wo des Abends in dem blinkenden Spiegel des Asphalt die farbigen Lichter zucken? Der Scirocco des Lebens ist gefährlicher als die Tramontana. Allzu früh löst er die Glieder denen, deren Lungen wollüstig seine Gluthen athmen. Allzu früh! Und vielen gerade in dem Augenblicke, da ihnen des Lebens höchste Freude beschert werden soll.

Ich richte mich im Bette auf, denn ich sehe das Weib, das ich liebe. Meine Arme strecken sich ihr entgegen, meine magern Finger wollen ihr blondes Haar berühren und streichen tastend durch die Luft. Meine Lippen zucken nach ihrer weissen Kehle. Ich rufe laut ihren Namen.

Ein rasendes Verlangen kommt über mich nach dem Glanze der grossen Welt,

nach des Lebens wundervollen Thorheiten, seinen nie geleerten Bechern — —. Mit ihr als meinem Weibe will ich einen zarten Frühling der Feste feiern — —.

Ich balle vor Wuth meine Hände, denn ich fühle die Ohnmacht. Ist es möglich, dass ich verbannt bin für immer aus dem Kreise der Lebenden — und bin so jung, so sehr jung!

Meinen Körper bedeckt kalter Schweiss. Dabei schüttelt mich das Fieber. Es kann nicht sein! Der Arzt hat sich vielleicht geirrt. Ich hätte mehrere zu Rathe ziehen sollen. Das kann nachgeholt werden. Gleich heute, gleich jetzt. Aber meine Schmerzen —; ich werde von ihnen nichts sagen. Und ich springe aus dem Bette und kleide mich an.

Frau Hansen bringt mir das Frühstück. Ich lasse mir die Adresse des Arztes geben; des tüchtigsten.

Im Wartezimmer ist es leer. Ein freundlicher alter Herr empfängt mich. Nachdem er mich untersucht hat, erzähle ich ihm von allem, was ich auf dem Herzen habe; von Tagen der Arbeit, die grau und schwer wie Blei lastet in Räumen, welche

die Sonne meidet; einer Arbeit, die jede Freude tötet und das Feuer der Seele erstickt; und dann von der Rache an diesem Sklaventhume, von dem jäh auflodernden Zorne, den wilden Nächten, von Paris, von Italien, den bizarren Ungeheuerlichkeiten meines tollen Lebens. Wie im Fieber spricht meine Lippe von Gelagen und Festen, von verwegenen Streichen, unzähligen Liebschaften, von Intriguen und blutigen Händeln.

Der alte Mann hört mir aufmerksam zu. Es klingt ihm wohl vieles verwunderlich und manches verwerflich von dem, was er da hört. Seine Jugend mag ruhig verlaufen sein; er hat es verlernt, wie es draussen zugeht, seitdem er Jahrzehnte auf dieser Insel wohnt. Aber er überwindet sein Erstaunen und seine natürliche Abneigung gegen die Dinge und herzliche Antheilnahme behält in seinem Gesichte die Oberhand. Und da mein Vertrauen zu ihm steigt, erzähle ich ihm weiter von meiner Liebe, meiner grossen wilden Leidenschaft und wie sie erwidert wird; dass ich aber geflohen bin, hierher auf die einsame Insel, weil ich fürchtete, dass ich

Jugend und Leben hinter mir habe und dass ich meinem Weibe nichts würde geben können, als den schmalen freudelosen Platz neben einem Krankenbette.

Nun sei ich zu ihm gekommen.

Er sieht wohl, dass mein Körper zittert, dass mein Auge an seinen Lippen hängt. Er kämpft mit dem Mitleide. Dann spricht er es aus, dass es schlimm mit mir steht. Ich frage, ob ich Aussicht habe, noch einmal in die Welt zurückzukehren. Er antwortet, der Aufenthalt auf der Insel werde mir gut thun. Ich solle sehr ruhig, sehr vernünftig leben. Dann könne es möglich sein, dass —

Hier sehe ich ihm an, dass er nicht die Wahrheit sagt, bedanke mich und gehe hinaus.

den 16. September.

Heute bringt mir die Tochter meiner braven Wirthsleute das Frühstück. Sie mag siebenzehn Jahre alt sein und sieht wie ein Bild von Rubens aus. Auf dem Teller liegen zwei Formulare, in die ich Name, Stand und Herkunft eintragen soll. Das eine von ihnen sei für die Post be-

stimmt. Ich erkläre der Kleinen, dass es nicht nöthig sei, dieses auszufüllen, da ich keine Briefe erwarte. — „Haben Sie denn niemanden, der Ihnen schreiben wird?"

„Nein."

Ich sehe, sie will noch etwas sagen. Aber sie thut es nach einigem Zögern nicht, sondern erröthet ein wenig und geht leise hinaus.

Ich bemerkte es wohl, dass ihr Blick flüchtig das Bild streifte, das auf meinem Tische steht.

Nein, Geliebte, auch Du wirst mir nicht schreiben. Auch vor Dir halte ich mich verborgen. Du sollst nie erfahren, wo ich lebe. Eine Weile — ich hoffe, sie wird nicht zu kurz sein -- wirst Du meiner zu jeder Stunde gedenken, wird Dir ein Heiligthum sein, was Dich an mich erinnert. Dann kommt eine Zeit, da ich aus Deinen Träumen schwinde, da nur zuweilen noch freundlich mein Name auf den Lippen klingt, die ich nie vergessen werde. Und wenn Jahre verflossen sind, wirst Du Deinem Gatten — möge er Deiner werth sein! — erzählen, Du habest den wunderlichsten Menschen gekannt, der je gelebt, wirst ihn mit meinen

Streichen und den launischen Einfällen meines übermüthigen Geistes unterhalten und Ihr werdet Beide von Herzen fröhlich sein.

Ich aber werde Deiner nie vergessen.

Du wirst bei mir sein, wenn Einsamkeit mich erdrücken will, Deine Hand will ich fassen, wenn Schmerzen mich martern. In meiner letzten Stunde wirst Du an meinem Lager sitzen. Und während ich langsam dahinsieche, wirst Du nie altern. So wie ich Dich das letzte Mal sah, wird mir Dein Bild in der Seele gewärtig sein.

— — — — — — — — — — — — —

Meine Wirthsleute sagen mir, dass nach der Südseite der Insel hin ein Kirchhof für Schiffbrüchige, deren Namen man nicht kennt, sich befindet. Ob ich ihn schon gesehen habe. Ich antworte, dass ich demnächst ihn mir betrachten wolle. Die Tochter steht neben den Eltern, als wir davon sprechen und macht sich verlegen an ihrem Spaten zu schaffen.

Es sind gute einfache Leute.

den 17. September.

„Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig sassen,
Die Wellen bis zu unsern Füssen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem
Schwert,
Und künftige Thaten drangen wie die
Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.“

Was ist aus euch geworden, Träume meiner Jugend, Gelübde, die ich feierlich sprach angesichts des unendlichen Meeres. Wie seid ihr so jung gestorben. Als ich ein Knabe war, war das Meer meine Liebe. Ihm vertraute ich die kleinen Sorgen meines einfältigen Herzens. Und manchmal traten die Thränen in meine Augen und ich streckte die schmalen Arme aus nach seinen Weiten. Doch wenn die allmächtige Sonne still und gross von den Höhen des Himmels hinabstieg in die Tiefe und es rings feierlich ward, wie wenn ein grosser König stirbt und selbst die bleichen Wolken errötheten, dann ward des Knaben Seele reich an dem Herrlichsten.

Und heute? Wie damals rauschen die

Wogen. Wie damals sinkt die Sonne ins Meer und ist ein grosses wundervolles Sterben. Aber nicht der Knabe mit der reinen Seele steht an dem Ufer. Das Meer des Lebens hat ein Wrack vor deine weissen Füsse geworfen, Geliebte meiner jungen Tage.

Die Melodie ist dieselbe, aber das Instrument ist verwüstet. Seine Drähte sind zerrissen.

Und dieser Sonnenuntergang sagt mir, dass ich verloren bin.

Kühl kommt die Nacht gezogen und das Meer streckt sich leise erschauernd unter ihrer Berührung. Ich rudere auf die See durch die andern Boote, die hell im Dunkel leuchten und in deren jedem eine männliche und eine weibliche Gestalt sitzen. Bald bin ich fern von ihnen, allein auf dem weiten schwarzen Wasser.

Da klingt mir Musik ins Ohr. Ich ziehe die Ruder ein, stütze den Kopf in die Hände und lausche der Tanzesweise. Näher und näher kommt sie heran, ich wende mich um: ein gewaltiges Auswandererschiff theilt die Fluthen und gleitet, einem

illuminierten Schlosse ähnlich, an mir vorbei.

Es ist voll lachender hoffender Menschen.

den 18. September.

Es ist sehr einsam auf der Insel. Die Friesen kennen mich schon und grüssen, wenn ich ihnen begegne. Nach der Nordseite zu liegt auf hoher Düne eine Anstalt für Kranke. Ich habe noch keinen von ihnen gesehen. Am Strande ist es leer. Nur eine Mutter mit ihrem Kinde ist vom Morgen bis zum Abend dort. Immer an derselben Stelle.

Sie ist blass und hat einen strengen schmerzlichen Zug um den Mund. Der Knabe hat rasche Bewegungen und verrichtet seine kindlichen Spiele mit einer Lebhaftigkeit, die nicht fröhlich ist. Die beiden sprechen fast nie mit einander. Die Mutter sitzt auf einem Stuhle und starrt unbewegt auf die See. Der Junge schaufelt sich eine Burg. In der Nacht spült sie das Meer hinweg. Und jeden Morgen beginnt er von neuem.

Heute Nachmittag sind meine Bücher

angekommen und eine Kiste mit Photographieen; Landschaften, Kunstwerke aus allen Ländern, die ich kenne. Die vier Bücher der grossen Schmerzen lege ich abseits: Homer, Ossian, die Bibel und Nietzsche.

Dann blättern meine Hände in den Bildern. Ich weiss den Platz, wo jedes von ihnen hängt und kenne die Stunde, da ich vor ihm stand. Viele, die ich einst geliebt, lege ich still bei Seite. Sie scheinen mir eine andere Sprache zu reden. Castagno und Rubens kann ich nicht ohne Schmerzen sehen. Andere entdecken mir neue Schönheiten, Boltraffio, Luini, ab und zu ein Correggio und ein Van Dyck. Immer aber und immer wieder suchen meine Blicke die schwermüthige Kunst des Sandro Botticelli.

Mit ihm starben die Stimmungen einer erhabenen Zeit. In dieser hatte man eine neue Welt, die des sinnlichen Lebens entdeckt. Jeder Tag brachte seine Überraschungen und die Künstler zeichneten sie auf, voll Hast, mit prickelnder Unruhe. Es ward der Stil der Bleistiftnotiz: Man sammelte Impressionen und hatte nicht gleich Zeit, sich auf ästhetische Gesetze zu besinnen,

denen man sie unterordnete. Die Sentimentalität war verbannt. Die Freude am Dasein und an sich selbst, an ihrem Leben führte den Meistern die Hand. Die Nerven ertrugen nicht nur die Wirklichkeit, sie waren ihr an Kraft überlegen. Sie duldeten es gleichsam, dass die Realität auf ihnen, als einem Instrumente, ihre fröhlichen Weisen spielte.

Da kommt Savonarola. Er reisst den Boden auf, auf dem man steht und zeigt die gähnenden Abgründe; er wiegelt den Aberglauben, die nur leise glimmenden Angstgefühle vor der Kirche, der religiösen Strafe gegen die Instinkte auf, trägt den Aufruhr in die äussere und in die innere Welt der Menschen. Nicht nur auf der Piazza, in jeder Seele finden Autodafés statt, bei denen Kostbarkeiten vernichtet werden. Jedes Herz offenbart die Melancholie einer Brandstätte.

Aber schon ehe diese Katastrophe eintrat, lag fröstelndes Ahnen in der Luft. Man war übersättigt vom Kultus des Schönen.

Die Feste waren zu reich, zu glänzend gewesen, und jetzt, wo die Sinne die Fähigkeit zu geniessen allmählich einbüssten, wo

in Florenz die grossartige Melodie der Renaissance leise erstarb, redeten Dinge, die man vorher durch Lust und Jubel, durch den Übermuth schaffenden Geistes übertönt hatte, ihre erschütternde Sprache: die Pest und die Zügellosigkeit politischer Temperamente. Und hier konnte jene Kunst wachsen, die der Realität müde und deren Agens die Sehnsucht ist.

Sandro Botticelli, der zusammenbrach, als Florenz unter der schwarzen Wolke in ängstigender Nacht lag und nur durch grelle Blitze erleuchtet wurde, fühlte schon vorher das nahende Gewitter in allen Gliedern. Da schuf er, gequält von schlimmen Ahnungen, in seinen Engeln ein Geschlecht eigenartiger Wesen, deren schlicht dahinfliessendes Leben und deren stille, friedliche Beschäftigungen im Gegensatze stehen zu seinen traurig und hoffnungslos blickenden Madonnen, diesen kranken und blassen Frauen, die müde einer Zeit entgegensehen, in der blutige Seelenkämpfe das Individuum vernichten werden. Diese sonnigen Wesen, die auf den Bildern immer wiederkehren, sind die Hyperboreer der Griechen, ein Geschlecht, das nichts weiss von Mühe,

Fehden und der strafenden Nemesis, sind der flügellahme Sehnsuchtstraum einer Seele, die an der rauhen Wirklichkeit zerbricht.

— — Dann lege ich auch diese Bilder fort.

Nun sitze ich still am Fenster und blicke hinaus.

Hanna, so heisst meiner Wirthe Tochter, macht sich im Garten zu schaffen. Sie sucht unbemerkt in mein Zimmer zu blicken. Da sieht sie mich sitzen und eilt mit rotem Kopfe davon.

Morgen ist Sonntag. Die Glocke der alten Kirche läutet und vom roten Abendhimmel heben sich auf der dürren Heide die Silhouetten der von ihrem Tagewerke heimkehrenden Männer ab. Denn es ist Feierabend.

So sitze ich noch lange, bis es ganz dunkel ist und meine Lippe spricht leise den Namen der Geliebten.

den 19. September.

Seltsam, ich habe nie Buch geführt über mein Leben, habe seine Kräfte ohne

Rechenschaft wie ein Verschwender verthan. Jetzt sitze ich auf der einsamen Insel und bringe die Zeit damit zu, mich selbst zu beobachten, meine Gefühle zu beschleichen und auf weisse Blätter zu schreiben; ohne Freude, ohne Glück, ohne Harmlosigkeit.

Und ich zerquäle meinen Geist mit der Frage, ob ich die Jugend mir verdarb durch eigene Schuld oder ob es die Zeit ist, die die Besten von heute zu Grund richtet. Denn viele theilen mein Schicksal. In dumpfer Luft freudeloser Arbeit lebten sie dahin und rächten sich dafür durch das Übermass wilder Freuden, verbrannten sich ihrer Jugend Flügel an der Flamme zügelloser Nächte.

Wer hat die Schuld? Vielleicht der Staat, der die Kräfte der Guten und Ehrlichen lähmt. Denn er will nicht das Wohl seiner Bürger, sondern sein eigenes. Das heisse Bestreben, den Sinn unserer Zeit zu finden, stört er durch verblichene Glaubensformeln, deren Anerkennung ihm für seine eigene Existenz förderlich erscheint. Unsere Sehnsucht nach dem Rausche einer grossen Kunst martert er durch die Züchtung werthloser Sklavenarbeit; das Verlangen nach

Ruhe und Weckung einer nationalen Kultur höhnt er durch barbarische Spielereien und die bezahlten Zufriedenheitshymnen seiner Bediensteten. Zwischen der Nation und dem Staate klafft ein unendlicher Abgrund. Innerste Feindschaft herrscht zwischen ihren Zielen. Die aus unserer Nachsicht und Schwäche gewachsene Tyrannis des Staates hindert durch die Förderung sehr alter und werthloser Ansichten, Bekenntnisse, Kunstprinzipien die Schaffung einer zeitgemässen nationalen Kultur. Was wir nicht wollen, was Gegenstand unserer tiefsten Abneigung ist, wird protegiert; man beugt unsere Kniee, wo wir verachten, man höhnt, wo wir anbeten.

So fanden wir selbst uns nie, so ward uns das Leben nicht ein berauschender köstlicher Trank. Wir schritten den staubigen Weg dahin gesenkten Hauptes und hörten am Boden die Kette klirren und es höhnte die bleiche Lippe die Träume unserer Jugend.

Wer hat die Schuld? Vielleicht auch dieser liebe Gott, der gänzlich willenlos ist, der als dekorativer Schnörkel an jeder Schöpfung der Barockpolitik angebracht,

der zu jedem Heere kommandiert, auf jedes Schiff verladen wird. Dieser Gott der kleinsten Unternehmungen und Festbankette, der heute Liebe und Vergebung predigt, morgen seine Feinde mit Kartätschen zuzusammenschiesst, den eine sehr geschmacklose Zeit nach ihrem dürftigen Bilde schnitzte, er nimmt durch seinen Anblick den reinen und freien Geistern Freude und Glück. Diese Figur, die plötzlich auf allen Wegen des Lebens auftaucht, die vom Staate wie ein Schutzmann auf alle Plätze geistigen Ringens gestellt wird, erregt unsern Aerger durch seine Aermlichkeit, unsern Zorn durch seine Widersprüche, wirkt ernüchternd wie ein Polizeiverbot.

Jeder Ort, auf dem ein Heiligthum stehen kann, ist besetzt durch Dinge, vor denen unsere Seele schaudert, sodass wir dem, was wir lieben, keine Denkmäler setzen können. Da ward unser Lachen frech, wurden unsere Nächte lasterhaft und wild und unserer Arbeit fehlte der Segen.

Und unter dem Drucke dieser täglichen Tragödie wurden schon viele von uns zu Romantikern, die sehnsüchtig die müden Arme nach den Freuden und Leiden von

Hellas und Florenz ausstrecken, ohne je die Blüthe des eigenen Wesens erlebt zu haben.

So ward auch Nietzsche Romantiker. So sonderte er sich aus von den Reihen der grossen Glücklichen in der Geschichte der Künste, den Tizian, Rubens, Velasquez, Goethe.

Ah, diese Glücklichen! Um zu wissen, wer sie waren und was sie wollten, brauchen wir nur die Thaten ihres Genius zu kennen. Denn sie sind mit sich und ihren Lebensbedingungen zufrieden und alles, was sie in sich tragen, arbeiten sie künstlerisch heraus. Sie stellen sich selbst, so wie sie sind, in ihren Werken hin. Diese sind der unmittelbare Reflex ihrer Persönlichkeit. Die Freude am eigenen Ich, der Jubel über die eigene Realität bestimmen die Richtung der künstlerischen Aeusserung. Mensch und Werk sind eins.

Anders bei Nietzsche. Denn der ideale Riesentypus seines Menschen, dessen angemessene Religion der Glaube an die ewige Wiederkehr dieses Daseins ist, verräth so wenig von der Weichheit des stillen und kranken Kindes unserer Zeit, wie uns die

Engel des Botticelli die Zerrissenheit des nervösen Meisters ahnen lassen.

Nietzsche erkannte den modernen Menschen und litt an ihm. Er sah uns als Wesen, denen jede Ursprünglichkeit fehlt, deren Lebensäusserungen das Resultat eines komplicierten Zusammenwirkens verschiedener Seiten unserer Person ist. Welche intellektuelle Arbeit gehört dazu, um heute eine Handlung zu stande zu bringen; welche Erwägungen und Rücksichten sind nöthig, um die Form zu finden, unter der wir sie vornehmen. Das Leben ist eine schwierige Sache geworden, denn die jahrhundertelange Suprematie des Geistes über den Körper, des Gewissens über die Instinkte hat uns so zahlreiche Felsblöcke über den Weg gelegt, dass es eine harte Arbeit ist, ihn bis zu Ende zu gehen. Nietzsche leidet wie Botticelli und Michelangelo an den Bedingungen der Zeit. Ihn ekeln ihre kleinen und trüben Tragödien; denn sie erschüttern nicht, sondern ängstigen nur; sie reinigen nicht die Luft; diese wird dick und schwer wie nach dem Einsturze eines Hauses. Diese hässlichen, Opfer heischenden Zuckungen des ethischen und

socialen Bodens, auf dem wir stehen, riefen in Nietzsche das Verlangen nach Licht und frischer Bergesluft hervor. Er, der Kranke, das an ewigem Kopfschmerze leidende Kind einer in den entgegengesetztesten Strömungen kreisenden Welt, der Angehörige eines zur Schwäche und zum Nachgeben inklinierenden nervenschwachen Geschlechts, zeichnet mit sicherer Hand das traumhafte Gegenbild seiner Zeit. Er schafft den starken, der Stimme der Leidenschaften gehorchenden Menschen, dessen Lust am Dasein die ewige Wiederkehr fordert. Alles, was er an uns „Modernen" vermisst, die Grösse des Lebens, die Kraft der Instinkte, die Fülle goldenen Glücks und das stolze Lachen, er verleiht es diesem Menschenbildnis, das seine Sehnsucht schuf. Er giebt ihm auch eine glänzend geträumte Aussenseite, Schönheit und vornehme Bewegung und gewinnt so in seinem Werke den in der Wirklichkeit längst verlorenen Begriff der Kalokagathie wieder.

Nietzsche wurde es leicht gemacht, in Einsamkeit seine Träume zu gestalten, die Realität, die er antraf, als unerträglich zu empfinden. Die Behandlung, welche er in

Deutschland erfuhr, ist das einzige monumentale Verbrechen unserer dürftigen Zeit. „Dies feine Saitenspiel zerbrach in ihrer metallenen Hand. Sie konnten nichts als ihn ermorden“, höhnen die andern Völker. Dieser feinste Geist passte nicht in des jungen Reiches Flegeljahre. Die Bühne, auf welcher der „gute Bürger“, der patriotische Athlet seine Kränze erhielt, war kein passender Aufenthaltsort für den Initiator einer innern Kultur. Das eisige Schweigen eines für Festbankette und geschwollene Muskeln schwärmenden Publikums trieb den Grossen in die tödliche Einsamkeit. So freilich empfand er um so heftiger den Gegensatz zwischen dem, was er in der Welt suchte und dem, was er in ihr fand; so arbeitete die Sehnsucht um so leidenschaftlicher an der Gestaltung seines idealen Menschen; so — darf „der gute Deutsche“, wenn er auf die Liste seiner „leider zu früh Verblichenen“ hinter den Namen Anselm Feuerbach den Friedrich Nietzsches setzt, es mit dem Bewusstsein thun, durch sein Verhalten an dem Werke dieses erhabenen Mannes mitgeholfen zu haben.

den 20. September.

Es waren seltsame Träume, voll ungestümen lachenden Lebens, voll tiefer rauschender Wonnen. Gesundheit und Leidenschaft pulsierten in ihnen und ihre Bilder waren voll prachtvoller Farben. Rosen kamen vor und Musik und blanke Klingen und ein Schloss in Purpurflammen und Gesang auf dem Neckar. Dann wieder war es Venedig und auf dem steinernen Balkon stand eine Frau und winkte mir mit einer Rose und legte den Finger an die Lippen. Und ich erkannte sie wohl. Es war die Geliebte. Und dann gingen wir Hand in Hand am Lido und die Meereswogen rauschten ein altes Lied und wir trugen goldene Becher in den Händen, in die wir Perlen sammelten.

Und wie ich erwache, sehe ich alles noch lebhaft, als sei es Wirklichkeit gewesen und in meinen Adern pocht das Blut und meine Seele ist in Leidenschaft wie einst. Ich sehne mich wieder nach vollen Pokalen, nach einem Speere und einem Gegner. Die Unruhe, die mich von Land zu Lande, von Abenteuer zu Aben-

teuer trieb, ist über mich gekommen. Ich fühle meine Schmerzen nicht mehr.

Es ist noch sehr früh; kaum sechs Uhr. Aber ich stehe auf und kleide mich an. Dann gehe ich hinaus. Ich marschiere über die Heide, weiter, immer weiter, wohl zwei Stunden lang, ohne Halt zu machen. Es wird ein heisser Tag wie im Hochsommer und kein Luftzug ist zu spüren. Ueber den weissen Dünen schweben kreischend die Möven.

Da komme ich an eine Stelle, wo es nicht weiter geht, denn vor mir reiht sich Düne an Düne; links glänzt tief unten der Strand, rauscht das Meer im Sonnenglanze. Und mein Herz jubelt vor Lust. Ich rufe der Liebsten Namen, dass er das Brausen der Wogen übertönt, dass die Möven um mich kreischend sich erheben.

Dann eile ich hinab, der See entgegen, um dort den Weg fortzusetzen. Soweit das Auge reicht, dehnt sich der Strand vor mir und zur rechten begleiten ihn die Dünen. In der Ferne sieht es aus, als schlügen die Wogen an ein Kliff und die Luft scheint dort voll Nebel. Aber es ist wohl der Gischt der brandenden See.

Ich ziehe Schuhe und Strümpfe aus und gehe barfuss einher. Wenn die Wellen umschlagen, treibt das Wasser bis zu mir heran und läuft über meine nackten Füsse. Es ist, als wolle das Meer mich locken und seine Berührung gleicht einem Kusse. Da kommt meiner Jugend Liebe über mich und alles Grosse und alle Leidenschaft meiner frühen Tage, und es ist, als ob das Leben mich riefe. Da ziehe ich meine Kleider aus und werfe mich hinein in die Fluth. Ich möchte schreien vor Lust und kämpfe mich den Wogen entgegen, wo sie am mächtigsten branden und sie schlagen mir in den Rücken und reissen mich mit sich vorwärts und spülen mich in den Sand. Mein Mund ist voll salzigen Wassers und meine Glieder umstrickt der Seetang. Und wieder raffe ich mich auf und beginne den Kampf. Ich strecke die Arme nach vorn und stemme mich den stürzenden Wasserbergen entgegen. Ich taumle und falle und stehe wieder auf.

Dann sitze ich am Strande, müde und traurig wie nach der Liebe Lust. Es ist Mittag. Die Sonne und der glühende Sand trocknen meinen Körper. Und alle Trübsal

meiner Seele wird wieder lebendig und meine Thränen fliessen um das verlorene Leben.

Glücklicher Achilleus, der Du einst am Gestade des Meeres zu Deiner Mutter Thetis weinend die Arme strecktest, weil Dein kurzes Leben ohne Ruhm dahinzufliessen drohte. Du kanntest nicht das brennende Gefühl der Schuld.

Dieses wirft mich nieder und lässt mich stöhnen wie unter tausend Lasten. Meine Füsse wühlen wie trunken im glühenden Sande und die Nägel meiner Finger bohren sich in die Ballen der Hand. Ich habe das Leben wie eine Dirne behandelt und es will doch umschmeichelt sein wie eine Geliebte. Nun grinst es mich mit hässlicher Fratze an.

Doch habe ich denn wirklich die Schuld? War ich nicht reich an Träumen und stolzen Hoffnungen, ein Stern, hell glänzend in eigenem Feuer? Und wenn er erlosch, lag es nicht daran, dass er mit den Sternen, die um ihn waren, nicht Strahlen tauschen durfte; denn zwischen den Sternen herrschten kalte und rauhe Winde, klang Hohn und freches Lachen.

Nur das eine weiss ich: als eine neue Vision des Lebens in ungekannter Schöne sich mir zeigte, hatte ich nicht mehr die Kräfte, sie zu halten. Denn ich selbst war verwüstet.

Dennoch liebe ich Dich, die Du sie mir zeigtest.

Ich liebe Dich, weil Du schön bist wie der junge Tag, wenn er aus den Wogen steigt. Ich liebe Dich, weil Dein Haar golden ist und sein Duft mich trunken macht. Ich liebe Dich, weil Dein Mund nach Küssen durstet. Ich liebe Dich, weil Deine Augen keusch sind und unergründlich wie das Meer. Ich liebe Dich, weil Dein Hals weiss ist, wie die Spitzen der fernen Wogen dort. Ich liebe Dich, weil ich Dich nie besitzen werde. — —

Die Schmerzen peinigen mich wieder. Darum will ich nach Hause. Drüben, jenseits der Dünen muss am Wattenmeere ein Dorf liegen. Vielleicht giebt man mir dort einen Wagen.

Aber die Dünen nehmen kein Ende. Schon eine Stunde wate ich in dem Sande. Die Möven schreien dicht um mich her. Jedes Mal wenn ich eine neue hohe Düne

hinaufsteige, denke ich, sie wird mir den erhofften Ausblick bringen. Aber wenn ich oben bin, sehe ich eine noch höhere vor mir. Wie Todesangst legt es sich mir auf das Herz und hier und da sehe ich geblichene Knochen. Endlich schimmert in weiter Ferne das Wattenmeer. Davor liegt das Dorf. Einige vierzig Menschen wohnen in ihm. Man giebt mir einen Wagen, ich fahre nach Hause und lege mich ins Bett.

den 6. Oktober.

Ich habe lange krank gelegen und manchmal ohne Bewusstsein. Das Fieber war hoch und die Schmerzen oft schier unerträglich.

Nun geht es etwas besser. Der alte Arzt, der täglich einige Male kam, sagte heute morgen, die Gefahr sei vorüber, aber ich müsse noch einige Tage im Bette bleiben.

Auf dem strohgeflochtenen Stuhle sitzt in der düsteren Kammer neben meinem Bette die gebeugte Gestalt meiner Wirthin. Neben ihr steht ihr Töchterchen und blickt mich unverwandt an.

Draussen tönt ab und zu die Rede Vorübergehender; schwerfällige, abgerissene Worte. Irgendwo in der Ferne läutet eine Glocke.

Ich bitte Frau Hansen um ein Buch. Sie holt es aus meinem Zimmer und giebt es mir. Es sind die Gedichte Verlaines. Ich schlage auf und lese:

„Le ciel est par-dessus le toit,
Si bleu, sie calme!
Un arbre, par-dessus le toit
Berce sa palme.

La cloche, dans le ciel qu'on voit
Doucement tinte.
Un oiseau sur l'arbre qu'on voit
Chante sa plainte.

Mon Dieu, mon Dieu, la vie est là
Simple et tranquille.
Cette paisible rumeur-là
Vient de la ville.

Qu'as-tu fait ô toi que voilà
Pleurant sans cesse
Dis, qu'as-tu fait, toi que voilà
De ta jeunesse?"

Die beiden verstehen mich nicht. Ich lege das Buch fort und streichte leise die runzelige Hand der guten Frau.

den 14. Oktober.

Heute darf ich zum ersten Male wieder hinaus. In den letzten Tagen haben die Herbststürme gar heftig gerast und wie Donner hörte sich das Tosen des Meeres an. Nun hat sich das Wetter gelegt, die Luft ist hell und klar und voll Feuchtigkeit.

Ich gehe langsam durch das Dorf und neben den Dünen her über die Heide. Da liegt plötzlich jener Kirchhof vor mir, von dem Gärtner Hansen und seine Frau sprachen. Er hat etwa die Grösse eines stattlichen Familienbegräbnisses.

Und die hier liegen, sind Verwandte, nicht durch Blut, sondern durch ihre Leiden. Sie haben Schiffbruch gelitten auf dem Meere und viele von ihnen vielleicht schon vorher im Leben.

Ein nicht allzu hoher Wall von Heideschollen umgrenzt den bescheidenen Raum. Ich trete durch die Pforte ein und stehe

vor den Gräbern, die dicht neben einander liegen und auf denen als einziger Schmuck ein Kreuz mit einer Zahl sich befindet.

Denn man weiss nicht Schicksal und Namen derer, die hier ruhen.

Der hart am Walle liegt, hat vielleicht nie Vater und Mutter gekannt. Wie einen Hund hat man ihn im Leben gestossen Niemand freute sich, wenn er gutes that. Da wurde er hart und schlecht. Und als er starb, schüttelte er wohl die Faust zum finstern Himmel und lästerte Gott.

Dieser hier war vielleicht ein reicher Abenteurer, der mit seiner Jacht auf ferne Meere fuhr und nach Ländern suchte, wo es Gold und Edelsteine im Ueberflusse giebt. Seine Hand war missgestaltet und gierig, sein Auge kalt und streng. Und als er starb, geschah es wohl unter hässlichen Flüchen.

Sein Nachbar hier hatte ein Mädchen lieb, das wollte an ihn denken, so lange er fort sei zur See. Da er wiederkam, war sie die Frau eines Andern. Nun hasste er das Leben und als der Blitz in sein Schiff schlug, lobte er Gott.

Der neben ihm liegt, hat vielleicht nie

die Liebe gekannt. Er war ein feiner Kopf, der den Dingen bis auf den Grund sah. Vom Leben hielt er nicht sonderlich viel und er hatte nichts, das ihm heilig war. Er stand nun einmal in diesem fragwürdigen Dasein und fand sich leidlich mit ihm ab. Er liebte gute Weine und verstand etwas vom Essen. Aber er zuckte nicht mit der Wimper, als ihm die Wogen in sein Schiff schlugen. Als sie ihn begruben, war um seine Lippen ein spöttisches Lächeln.

Neben ihm ist noch ein Platz frei. Wer wird der Nächste sein? Vielleicht einer, der sein Vaterland lieb hat und dem es das Herz zerbricht, wenn er sieht, wie es voll Thorheit und Barbarei ist, voll Unehrlichkeit und Lug und Trug. Da er es nicht ändern kann, geht er in fremde Lande und ist zufrieden, wenn ein früher Tod ihn die Schmach seines Vaterlandes nicht mehr erleben lässt.

Dieses umfriedete Stück Heide nahe dem tosenden Meere hat etwas unerhört Trauriges. Aber eine Stimmung der Härte und des Trotzes liegt über den von keiner lieben Hand gepflegten Gräbern der Heimathlosen. Es ist, als wollten sie kein

Mitleid, als verachteten sie das Glück der gewöhnlichen Sterblichen. Die hier ruhen, haben wohl voll Stolz das verschuldete oder unverschuldete Geschick getragen, haben nicht gejammert, nicht geklagt, sondern mit spottender Lippe den bittern Kelch des Lebens bis auf die Neige getrunken.

Still und nachdenklich gehe ich nach Hause.

Dort nehme ich den Homer zur Hand, das Buch der tiefen Schmerzen. Mit welcher beispiellosen Liebe, welcher namenlosen Inbrunst hingen doch die Griechen am Leben; wie heftig litten sie dabei an bestimmten Grundthatsachen des Daseins, an seiner kurzen Dauer, den Uebeln, die es birgt. Es lebte in ihnen ein tiefinnerer Schmerz über den Untergang alles Grossen, über das auf einem bestimmten Geschlechte lastende Verhängnis, das von Generation zu Generation unerbittlich sich forterbt, eine leidenschaftliche Angst vor den in der Natur lauernden Gefahren, die das heiss geliebte Leben plötzlich und unerwartet beenden können. Als ein Volk von hervorragender Produktivität suchten sie das Dasein zu einem Kunstwerke zu gestalten,

das ihrem jugendlichen Temperamente entsprach. Aber immer wieder traf sie blitzartig die peinliche Erkenntnis, dass sie unter der Tyrannis ihnen unbekannter Mächte standen, die nach geheimnisvollen Gesetzen ihre Werke zerstören durften. Die Griechen kannten die Furcht des Kindes, das man mit schönen Spielsachen in einem dunkeln Zimmer allein lässt und dessen Freude ab und zu durch die plötzliche Angst vor dem Unsichtbaren gestört wird.

Mit Ungestüm rüttelt der Grieche an den Ketten, die ihn unfrei machen und die schmerzvolle Erschütterung der griechischen Seele entläd sich zunächst als ein markdurchdringender Schrei der Verzweiflung. Ich höre ihn aus den Kämpfen gegen die Titanen, aus der Entmannung des Uranos durch Kronos, aus der Entstehungsgeschichte alles Schlimmen auf Erden, wie wir sie bei Hesiod lesen.

Doch allmählich wird die griechische Seele ruhiger, sie gewöhnt sich an die unabänderlichen Thatsachen des Lebens, sie giebt es auf, die feindlichen Mächte zu bekämpfen und an die Stelle tobenden Schmerzes tritt die stille Resignation. Wohl

tönt die Klage noch wider aus der Tragödie, zunächst in den heftigen Akkorden des Aeschylos, dann in den stilleren Weisen des Sophokles; wohl kommt in der Lehre vom Neide der Götter und der Ansicht von der „Nothwendigkeit“, der Unerbittlichkeit des Schicksals noch ferner das Leiden unmittelbar zum Ausdrucke; wohl liegt ein Hauch der Schwermuth auf den Statuen der Griechen; aber es fehlt der Muth und die Lust, gegen die verhasste Realität anzukämpfen. Sie ist mächtiger gewesen und hat den Sterblichen, der sie nach seinem Willen formen wollte, bezwungen. Die Materie hat gesiegt. Und dieser Sieg wird derartig anerkannt, dass man dem Menschen, der gegen die Natur etwas unternimmt, sein Mitgefühl entzieht. Man bescheidet sich damit, die kargen, schnell verblühten Freuden des Lebens zu geniessen. Nur wenn das Loos der Sterblichen allzuärmlich sich gestaltet, wenn des Daseins Kürze sich mit der Ruhmlosigkeit vereinen will, dann treibt den Griechen unsägliches Leid in die Einsamkeit.

Und es fällt mein Blick auf die Verse:

„— Aber Achilleus
Weinend setzte sich schnell, abwärts von den Freunden gesondert,
Hin an des Meeres Gestad und schaut in das finstre Gewässer.
Vieles zur trauten Mutter nun flehet er, breitend die Hände:
Mutter, dieweil Du mich nur für wenige Tage gebarest,
Sollte mir Ehre doch der Olympier jetzo verleihen,
Der hochdonnernde Zeus! Doch er ehret mich nicht auch ein wenig!
Siehe, des Atreus Sohn, der Völkerfürst Agamemnon
Hat mich entehrt und behält mein Geschenk, das er selber geraubet".

Nur wenn in das dunkle Menschenschicksal kein Lichtblick fallen will, fliessen wie um Odysseus die bitteren Thränen:

„Aber zu gross hat wohl ein Himmlischer solches geachtet,
Dass er nur jenem versagte, dem Unglückhaften die Heimkehr.
Sprach's und allen erregt er des Grams wehmüthige Sehnsucht.

Helena weint' um ihn, die Argiverin, Tochter Kronions,
Auch Telemachos weint' und Atreus' Sohn Menelaos.
Nestors Sohn auch hatte nicht leer von Thränen die Augen".

Und ich lese weiter die Rechtfertigung dieser Thränen. Resignation und unsagbare Bitterkeit treffen hier zusammen:

„— Ich tadele zwar es mit nichten,
Dass man weint, wenn ein Mensch hinstarb und erreichte das Schicksal,
Ist's doch die einzige Ehre den unglückseligen Menschen,
Dass man die Locken sich scheert und netzt mit Thränen das Antlitz."

Und weiter blättere ich und mein Auge haftet an der Stelle, da Penelope bitter klagt:

„Die Ewigen gaben uns Elend,
Welche zu gross es geachtet, dass wir beisammen in Eintracht
Uns der Jugend erfreuten und sanft annahten dem Alter".

Da schliesse ich leise das Buch und blicke hinaus auf die trostlose Heide.

den 18. October.

Wie ich heute von einem Spaziergange zurückkehre, sehe ich in den Mienen meiner braven Wirthsleute grosse Betrübnis. Ich frage, was es giebt und erfahre, dass sich Hanna an einer Sense den Fuss von oben bis unten aufgeschnitten hat. Der Arzt sei schon dagewesen und habe die Wunde genäht und verbunden. Das arme Kind habe grosse Schmerzen ausgestanden und werde nun viele Woche im Bette bleiben müssen.

Wir gehen zusammen in ihre Kammer. Ich setze mich an ihr Bett, nehme ihre Hand und rede ihr gut zu. Sie ist sehr blass und sieht mich mit einem Blicke wundervoller Dankbarkeit an.

den 22. Oktober.

Seit einigen Tagen lese ich Hanna vor. Aufmerksam folgt sie den Schicksalen des edeln Dulders Odysseus. Die Nymphe Kalypso hält ihn in ihrer Grotte gefangen. Doch Zeus befiehlt ihr durch Hermes, ihn frei zu lassen. Nur ungern gehorcht sie.

„Aber es ging Kalypso zum hochgesinnten Odysseus
Schnell die heilige Nymphe, da Zeus' Auftrag sie vernommen.
Jetzo fand sie am Ufer den Sitzenden: nimmer von Thränen
War ihm trocken der Blick, sein süsses Leben verweint' er,
Jammernd um Wiederkehr; ihm gefiel nicht länger die Nymphe:
Sondern die Nächte hindurch zwar schlummerte jener gezwungen
In dem gehöhleten Fels, gar nicht bei der Wollenden wollend;
Aber des Tags, dann sass er auf Felsen und sandigen Dünen,
Wo er, mit Thränen und Seufzern und innigem Gram sich zerquälend
Auf das verödete Meer hinschaute, Thränen vergiessend".

Ich höre ein leises Stöhnen und ich frage Hanna, ob sie müde ist und schlafen will. Sie nickt; da wünsche ich ihr eine gute Nacht und gehe in mein Zimmer hinüber.

den 28. October.

Heute klopft der alte Hansen bei mir an und fragt, ob ich nicht Lust hätte zu segeln. Es sei vortrefflicher Wind dazu. Gewiss habe ich Lust.

So mache ich mich denn auf und gehe zum Wattenmeere. Es ist der Weg, den ich damals gefahren bin, über die Heide zwischen den Hünengräbern. Ich komme zu der Mühle und bin gleich darauf an dem Hause, das vor dem Wasser liegt. Dort bestelle ich ein Segelboot. Sein Besitzer ist bald da, er nimmt einen Schiffsjungen mit und wir fahren ab.

Der Wind ist in der That vortrefflich, die Luft klar und verhältnismässig warm. Ich liege am Bug. Die öde braune Küste fliegt mit Schnelligkeit an uns vorüber. Die Bewegung des Schiffes, das bald von hoher Woge emporgehoben wird, bald in die Tiefe gleitet, wiegt mich in Träume.

Die Geliebte und ich, wir gehören einander, denn es ist nichts, das uns trennen könnte. Ich bin froh und stark und das Leben ist eine Lust. Wir sind in der alten Musenstadt, wo ich meine frühe Jugend beim Klange der Becher und blanken

Schläger genoss. Unser Boot gleitet auf dem Flusse dahin. Eine Bowle steht inmitten und fröhliche Gesellen lachen und trinken uns zu. Wie wir um die Ecke biegen, sehen wir das Schloss im Scheine der Abendsonne. Sterbendes Roth liegt in den Fenstern, während der Epheu wie ein schwarzer Teppich zu Thale fällt. Und über beide Ufer hinaus braust unser Lied.

Dann steigen wir an der alten Brücke aus. Wir gehen die Strasse, in der durch den Abendfrieden hindurch der Klang von Speeren schallt, hinauf in die alte Stadt. An der Ecke liegt eine kleine Konditorei. Da kehren wir ein und gehen in das trauliche Zimmer und die alte Frau — ihr Kopf ist jetzt schneeweiss und ihr Rücken gebeugt — streicht meiner geliebten Frau mit ihrer treuen runzeligen Hand über das goldene Haar und dann streichelt sie mich selbst, wie sie es früher so oft gethan, wenn mein Kopf blass und schwer war von einer gar zu tollen Nacht.

Und weiter gehen wir durch die stillen Strassen. Hier und dort glänzt ein Licht, wo eine Wirthin den Wein verschänkt. Da sitzen trotzige Knaben und stützen die

Ellenbogen auf den Tisch. Ihre Lippen sind voll herber Fröhlichkeit und ihre Augen voll der Schwermuth, so der Jugend eigen. Sie träumen heimlich von grossen Dingen und ihr Lachen klingt kühl und fern, als käme es von eisigen Bergesgipfeln. Wo es zum Schlosse hinaufgeht, liegt das festliche Haus. Auf der weinumrankten Veranda stehen die Burschen und schwenken uns freudig die bunten Mützen entgegen. Drinnen brennen die Kronleuchter im getäfelten Saale. Es klingt Musik und ein altes Burschenlied rauscht durch die Räume. Dann fahren wir weiter in andere Länder. Vor uns liegt der Genfer See. In der Ferne erhebt der Dent du Midi die eisigen Zacken, träumt Chillon seine schwermüthigen Träume. An einem Pfeiler des Kerkers steht Byrons Name. Als Kind habe ich geweint, wenn ich von dem grossen Unglücklichen las und mein junges Herz quälte sich, dass ich nicht als Freund die Stirn ihm glätten, nicht ihm nahe sein durfte bei seinen erbitterten Festen und stolz lachenden Kümmernissen.

Sein Stern glänzt fern denen Tizians und Goethes und hat ein flackerndes

Leuchten. Und wenn ich des Irrfahrers gedenke, der alle Meere befuhr, der mit der Gier des Haltlosen an eine gute Sache sich klammerte, weil der Tod für sie den Werth seines Lebens retten konnte, dann taucht neben ihm eine andere Gestalt auf: Andrea del Sarto. Auch er ein Künstler; auch er überreich an Sehnsucht. Der feierlichen Wehmuth seiner Kunst, seinen sentimentalen Farben steht das wilde zerrissene Leben gegenüber, das von dem Irrlichte Weib durch alle Sümpfe gezerrt wird, das über alle Schranken der Männerehre hinweg dem Trugbilde nachjagt. Dort ist Ruhe, tiefathmender Friede, wenngleich mit dem leisen Hauche der Melancholie, des Schwanenlieds, hier Hast, Zerrissenheit, sinnlicher Brand. Und wenn ich vor das bleiche Jünglingsportrait im ersten Saale des Palazzo Pitti trete, dann sehe ich hier dieselben durchsichtigen und schmalen Hände, mit denen Byron den zum Pokale gewandelten Totenschädel hob, dieselben schmerzlich-spöttischen Lippen, mit denen er aus ihm den Meth trank.

Und als ich dann später Chillon sah und den Kerker und nebenan in den Felsen

geschlagen das riesige Steinbett, auf dem die Verbrecher übernachteten, ehe sie durch eine Oeffnung im Fussboden in den See gestossen wurden, kam die brennende Schwermuth meiner Kindertage über mich und das Verlangen, auf diesem furchtbaren Lager zu nächtigen, gedenkend Jener, deren Schicksal Byron mit bebender Lippe sang. Man gab mir die Erlaubnis. Aber für Wochen blieb mir das Lachen fern.

Nun stehen wir beide, die Geliebte und ich, nahe der alten Kathedrale von Lausanne und blicken Hand in Hand hinab, wie die weissen Segel still über die Fluthen gleiten. Und ich erzähle ihr von dem wilden Leben, das ich führte. Eines Abends ruderte ich im schmalen Boote hinüber nach Frankreichs Küste, nach Evian. Es war ein tolles Stück, denn dem See ist nicht zu trauen. Die grosse Halbwelt von Paris war da und es wurde eine lustige Nacht.

Ich hatte damals hier brave Kumpanei, die vor keinem Streiche zurückschreckte; junge Edelleute mit Namen, die man überall kennt, Deutsche und Russen. Ein Graf war dabei, von dem man wenig wusste. Er zählte erst siebenzehn Jahre und wurde

von uns allen verwöhnt, weil er von anmuthigem Wesen und feiner Bildung des Geistes war. Er hatte den Reiz der Bronce, die aus dem Gusse gekommen, von des Meisters Hand noch nicht geglättet ist. In der Neujahrsnacht sass ich neben ihm und war entzückt über die Art, mit der er von Dingen der Kunst zu plaudern verstand. Wir speisten nur zu Sechs in einem Zimmer des Klubs. Denn die andern waren zu Weihnachten in ihre Heimath gefahren. Wir aber hatten keine. Die Stunden flogen uns bis Mitternacht in Schnelle vorüber und die Uhr der Kathedrale — vor der wir jetzt stehen — verkündete uns das neue Jahr. Da merkte ich, wie über des jungen Grafen Gesicht düstere Schatten zogen und der Ausdruck eines heftigen Schmerzes sich in seine Züge grub. Seine Hand zitterte, als wir uns erhoben, um mit den Schalen anzustossen. Die seine zerbrach an der meinen. Er selbst wurde aschfahl und taumelte ein wenig. Die andern hatten es nicht bemerkt, da sie gleichfalls aufgestanden und mit einander beschäftigt waren. Gegen Morgen — wir waren in fröhlicher Stimmung — kam ein Telegramm an den Grafen.

Er las es, ohne eine Miene zu verziehen und steckte es zu sich. Nach einer Weile verschwand er, ohne uns Lebewohl zu sagen.

Er hatte nur noch drei Tage zu leben. Das war die Nachricht, die er erhalten hatte. Es gab einen Menschen, den er so hasste, dass er nicht gleichzeitig mit ihm auf Erden existieren konnte. Der Gedanke an dessen Dasein raubte ihm Ruhe und Glück. Eine schöne Frau soll im Spiele gewesen sein. Die beiden Rivalen beschlossen, dass einer von ihnen das Leben verlassen müsse. Sie wetteten auf irgend etwas. Der Graf verlor. Er fuhr damals sogleich nach Paris, brachte den nächsten Tag und die Nacht in tausend Genüssen zu, begab sich dann nach Marseille und stürzte sich auf der Fahrt nach Ajaccio ins Meer.

Und wieder ändert sich die Landschaft. Schwarze Cypressen ragen auf, Olivengärten strecken sich die Hügel hinan, weisse Häuser schimmern dazwischen, alte Klöster blicken hinab ins Thal. Zwischen den engen grauen Mauern ziehen die Ordensbrüder zur Stadt. Alles glitzert im Scheine der Sonne und es ist wie Musik in der Luft.

Drunten liegt Florenz, die rosenumkränzte Wiege der neuen Menschheit, ragen Paläste und Kirchen, rauschen die gelben Fluthen des Arno, erzählen alte Bilder von Freuden und Festen vergangener Zeiten. Und ich gehe mit der geliebten Frau durch die Säle. Nun stehen wir vor Botticellis Geburt der Venus. Deren goldenes Haar hatte mich einst entzückt. Jetzt verbleicht es vor einem andern, das meine trunkenen Lippen küssen.

Am Abend sitzen wir in der engen Gasse bei Settimio. Es ist noch dasselbe kleine Zimmer mit der niedrigen Decke und den Karikaturen an den Wänden. Der Wirth trägt wie einst sein Käppchen und stellt selbst die umflochtenen Flaschen auf die weissen Tische. Die Freunde von damals sitzen um uns her und wir lachen und spotten wieder über allerlei Bravheit, über Butzenscheiben und Philister, über allzu Gelehrte und alles, was einen Zopf trägt.

Sieh, da tritt die Mandolinenspielerin mit ihrem Alten herein und alle schweigen. Sie ist ganz jung und hat ein blasses Gesicht, das nicht schön ist, aber in räthselhaften Leidenschaften zuckt. Die beiden spielen, dass ein Zittern der Wonne alle

ergreift. Plötzlich blickt sie uns an. Sie hat Augen, in denen alle Gefühle leben, von kindlicher Unschuld bis zur verruchtesten Sünde, so dass die furchtbare Frage durch die Herzen zuckt, ob der Greis neben ihr Vater oder Geliebter oder beides ist.

Wie ein Bilderbuch blättern wir die Seiten meines verflossenen Lebens durch, ohne Leid, ohne allzu grosse Freude. Denn wir sind trunken von einander. Was um uns hergeht, ist wie ein Schattenspiel.

Nun sind wir in Rom. Wir sitzen in der kleinen Osteria bei der Maddalena. Sie ist noch immer ein schönes Weib. Die jungen Maler werben mit heissen Blicken um ihre Liebe. Ludovico ist unter ihnen. Er wohnt noch immer im „Hause der Verzweifelten“, vor dem den Modellen graut; denn die hier wohnen, sind schon einmal vom Stricke geschnitten. Nur Ludovico nicht. Er sieht wie ein König aus. Selten malt er; ab und zu einen Kellner, den er damit für seine Rechnung bezahlt. Er nährt sich nach wie vor von Kastanien, Cigaretten und dem herben Campagnaweine. Noch immer lachen die andern ihn aus und er hat sie alle am Bändchen. Heute geht es

ihm gut. Er hat eine Person der deutschen Kolonie portraitiert und hundert Lire bekommen. Damit reichte er nun schon den zweiten Tag. Freilich, wenn er die Droschke bezahlt, die er für die ganze Nacht gemiethet hat, und die vor jeder Osteria wartet, die er besucht, ist das Vermögen dahin. Aber noch fühlt er die Scheinchen in der Tasche; das lässt ihn herablassend und sehr stolz sein. —

Der dämmernde Morgen sieht uns oben in den Gärten des Monte Pincio, die an der Campagna glänzen wie ein Brillant an einem Ring von Eisen. Den ganzen Tag gehen wir umher, Hand in Hand und unsere Seelen sind voll von der Liebe Glück.

Auf dem Pincio unter den Palmen
Wandeln die Menschen und sprechen nichts.
Doch ihre Augen leuchten und leise
Klingt durch die träumenden Gärten Musik.

Drunten zwischen den hellen Mauern
Ziehen andere indessen zum Abend
Müde die schmalen staubigen Pfade.
Und ihre Seele kennt nicht das Glück.

Nun sind wir in der sixtinischen Kapelle und blicken hinauf zur Decke Michelangelos. Wie gross ist doch die Kraft der zerrissenen Seele. Es ist nicht wahr, dass die Ruhe des Olympiers sie besiegt. Auch Michelangelo Buonarrotti zählte ja zu den Melancholikern in der Geschichte der Künste. Sein Schaffen ist dem Botticellis, dem der Griechen verwandt. Aber die letzteren litten als das Volk der Kindheit an den allgemeinen und natürlichen Thatsachen des Daseins. Es waren die Aussendinge, die ihnen Sorge machten. Da Religion und Ethik nicht durch Priesterhand zu unwandelbaren, schreckhaften Formeln verhärtet wurden, sondern als ein stets veränderliches, flüssiges Element in ihren Händen blieben, konnten schwierige Komplikationen des Innenlebens nicht wohl eintreten. Sie nahmen in der bildenden Kunst den Menschen als formales Problem. Anders Michelangelo. Gebote, die längst in Menschenherzen erstorben waren und nur noch auf alten Steinen lebten, korrigierten täglich seinen ungestüm sich entfaltenden Schöpfergeist. Er litt als Kind seiner Zeit an der Unruhe, die Savonarola in die

Herzen getragen hatte. Wollen und Dürfen lagen auf verschiedenen Wegen und begegneten sich fast nie. Es war keine einheitliche Natur des Menschen vorhanden, aus der die Handlungen sich leicht und selbstverständlich loslösten. Diese waren das Resultat langer und schwieriger Vertragsverhandlungen zwischen Wollen und Dürfen, zwischen Instinkt und Intellekt. Das Individuum wurde als Kampfplatz dieser heterogenen Mächte verwüstet und zerrissen. So erträumte sich Michelangelo, der bald von der Leidenschaft des Schaffens, bald von dem Gedanken, dass dieses etwas verwerfliches, sündhaftes sei, beherrscht wurde, im Hasse gegen diese ihn peinigende Realität den in wundervoller Einheitlichkeit gebildeten Menschen, dessen Lebensäusserungen aus der ganzen geschlossenen Persönlichkeit leicht und nothwendig fliessen, nicht aus irgend einer Seite des zersplitterten Wesens dürftig sich losringen. Nicht ein formales Problem war ihm der Mensch. Der David zeigt alle Launen und Unarten der Natur. Einen ganzen Menschen bildete er in ihm, dessen Wollen ein Resultat seiner Körperlichkeit ist. Dieser Typus des Menschen, dessen

Muskelspiel durch die Instinkte reguliert wird, dessen Geist nichts abgesondertes, sondern die höchste Blüthe des Körpers ist, tritt vor allem in den Kranzträgern der sixtinischen Kapelle zu Tage.

— — Wieder wechseln die Bilder. Die Silhouette der ewigen Trümmerstadt versinkt in der Ferne und das Gold des Abends schmückt die feinen Birkenstämme in Umbriens sanften Auen. Peruginostimmung! Des Tages hellkühle Gedanken entschlummern und aus der Dämmerung lösen sich wie Musik die keuschen Gefühle anbetender Kinder.

Dann plötzlich ragt auf schmucklosem Felsen eine Stadt auf, die trotzig-düster zum Meere blickt, Ankona, und ein Schiff führt uns gen Norden hin zum Reiche des Bellini und Tizian. Ich gehe mit der geliebten Frau durch die engen Gassen und berichte ihr von meinen wilden Abenteuern, von Zweikämpfen, von alten Palästen mit geheimen Gängen, verblassten Tapeten und unbekannten Bildern, von Gefahren und tückischen Intriguen.

— — Die Stimme des Mannes im Segelboote unterbricht meine Träume.

„Wollen Sie hinaus auf die See? — es ist nicht ganz ungefährlich“ —

„Ja“.

Nach einer Weile bitte ich den Mann, umzukehren. Er sagt nichts, doch ein Lächeln, das mich ärgert, ist auf seinem Gesichte zu sehen.

— — — — — — — — — — — — —

Mein Leib ist müde und mein Haupt ist krank.
Es ward die Hand zu schwach für diese Becher,
Die ich in sangesfrohen Nächten trank.
Ich bin zu blass der Tafel rosiger Zecher.

Der Kranz, der schmale Fechterstirnen schmückt,
Den nur die Allerglücklichsten sich losen,
Glitt mir vom schweren Haupt und ward zerdrückt.
Auf meinem Scheitel welkten seine Rosen.

Noch denk' ich Eurer und mein Herz erbebt.
Ich seh' Euch lachen, singen in dem Saale.
Mein Träumen spielt mit dem, was ich gelebt
Und meine Hand greift irrend zum Pokale.

den 1. November.

Ich habe angefangen, meine Zeit einzutheilen. Homer und die griechischen Schriftsteller bilden die Morgenandacht. Was mir bemerkenswerth erscheint, schreibe ich auf. Dann studiere ich die Photographieen, ordne die Werke in ihre Zeiten ein und suche die Schicksale der Meister in ihnen zu lesen.

Abends erzähle ich Hanna Geschichten. Es sind Bilder des Lebens; aber eines andern, als ich es lebte, eines märchenhaften, in Wahrheit unmöglichen. Wohl nehme ich tausend Dinge aus meiner Vergangenheit herüber, aber ich forme sie um, lasse alles Hässliche fort. Die Träume meines sehnsüchtigen Herzens sind von gebrechlicher Schönheit, sind zu zart für diese rauhe Welt. Alle meine Wünsche werden hier zur Wirklichkeit. In diesen meinen Geschichten giebt es nicht zerstörendes Schicksal, giebt es nicht Krankheit und frühen Tod.

Hanna lauscht ihnen mit Spannung. Sie scheint voll Glück, wenn die abenteuerlichen Dinge in glühenden Farben leuchten.

den 2. November.

Heute war der Arzt da und hat Hanna den Verband abgenommen. Die Wunde ist gut geheilt. Als ich am Nachmittage wie gewöhnlich eintrete, zeigt Hanna mir voll Freude den Fuss. Er ist weder schön noch sorgsam gepflegt. Ich muss lächeln und denke an die grosse Welt. Die Naivetät erschreckt und freut mich zu gleicher Zeit.

Ich erzähle Hanna wieder Geschichten. Abends gehe ich dann in mein Zimmer hinüber. Da brennt schon die Lampe und die Vorhänge sind vor die Fenster gezogen, an die kalter Regen schlägt. Ein Gefühl wohlthuender Ruhe kommt über mich. Ich liebe fast dieses trauliche Zimmer, seine Enge stört mich nicht mehr und ich habe ein angenehmes Gefühl des Geborgenseins, während draussen das Wetter stürmt. Der Ofen strahlt behagliche Wärme.

Die Geschichten, die ich Hanna erzählte, leben noch in mir. Als gute tröstende Bilder stehen sie vor meiner Seele. Da kommt mir der Gedanke, sie aufzuzeichnen. Ich setze mich hin und fange an zu schreiben.

Es wird das Leben eines Glücklichen

und Gesunden. Und — wovon ich Hanna nichts erzählte — ein herrliches Weib theilt seine bunten Abenteuer, seine Siege und sonnigen Freuden. Die Züge gleichen denen meiner Geliebten.

Ich sehe die Dinge in ihrer Reinheit mit tiefen wunderbaren Farben ohne entstellende Schleier. Alle Kräfte entwickeln sich ungehemmt und im Frieden. Es giebt keinen Kampf feindlicher Willensmächte, die sich gegenseitig aus den Bahnen werfen. Das Barock des Lebens, alles Zufällige und was nicht seinen höchsten Gipfel erreichte, fehlt.

Das Leben, das ich male, ist einfach, voll Wärme und Grösse.

Erst am Morgen höre ich auf, zu schreiben.

den 10. November.

Ich hatte einen seltsamen Traum. Voll Angst irrte ich in labyrinthischen Gärten umher. Hässlicher Thiere glühende Augen starrten mir aus der Finsternis entgegen und lähmten meine Kräfte. Meine Hände tasteten an kalte Wände und die Füsse

schleppten sich schwer durch dicken Schlamm. Mein Körper war in Schweiss gebadet und ich fühlte, dass mein Gesicht leichenblass war.

Da tauchte in der Ferne ein Licht auf. Wie trunken wankte ich ihm entgegen, von Schauder geschüttelt, wenn neben mir von Thieren, deren Anblick mir die Finsternis barg, ein schreckliches Knacken und Knistern harter Schalen ertönte. Das Licht ward immer grösser, je näher ich kam. Es lockte mich auf steilen Pfaden in die Höhe und ich fand mich schliesslich in den bunten Gärten des Paradieses. Hier wandelten stille ernste Gestalten. Blumen bogen ihre bunten Kelche zu starken wundervollen Harmonieen seltener Farben zusammen. Von drunten aber, woher ich kam, drang gequälter irrender Menschen Stöhnen zu mir herauf und es war meinem Ohre liebliche Musik.

Nun sinne und sinne ich immer wieder, wo ich schon einmal diese Bilder fand.

Jetzt weiss ich es sicher: vor Jahrhunderten ward dieser Traum geträumt. Da steht es vor mir, das geheimnisvolle Wort: Eleusis.

In den Festen, die hier gefeiert wurden, symbolisierte der Grieche die Verwirklichung aller seiner Wünsche von einem besseren Leben. Sie sind das aus Trotz und Schwermuth geborene wundervolle Lügenbild eines über die traurige, aber machtvolle Realität nie erfochtenen Sieges.

Wir sehen, wie der Geweihte zunächst in dichter Finsternis umherirrt, wie auf seinem Wege furchtbare Schrecknisse ihn bedrohen, die ihn mit Schauder erfüllen, ihn in Angstschweiss und Erstarrung versetzen. In diesem Zustande symbolisiert sich das Leiden der Erde. Aber bald kommt er in lichte Auen, in denen Gesang, Tanz und der Anblick erhabener Dinge ihn erfreuen, wo ein Reichthum an Licht ist, wo heilige Erscheinungen um ihn sind. Sein Haupt wird bekränzt; und frei von allen Sorgen, allen Schmerzen ist er zusammen mit den grossen Männern der Vergangenheit. Sein Genuss wird in raffinierter Weise dadurch erhöht, dass er einen Ausblick hat auf die andern, die sich noch im Dunkel und im Schmutze stossen und drängen, die in Situationen sich befinden, dass sie, von Todesfurcht bedroht, nicht zu

glauben wagen an die Möglichkeit eines besseren Daseins. Wie triumphiert in diesem Herabblicken der Hass gegen die Realität, gegen die trüben Bedingungen des Lebens! Die Träume waren zu schwach, um die brutale Wirklichkeit vergessen zu machen und dem temperamentvollen Leiden des Griechen konnte ein Utopien nicht genügen. Er wollte das bessere Dasein nicht nur dichten, er wollte es auch erleben und seine Wonnen mit allen Sinnen kosten. Dieses ward ihm in den eleusinischen Festen und den Dionysien zu theil.

Und sonst? Sonst war er Romantiker. Seine Kunst setzte der Erde den Olymp, der Realität ein traumhaft kühnes Gegenbild entgegen. Der einstige elementare Ausbruch des Schmerzes ging allmählich in eine stille Sehnsucht nach andern, nach den entgegengesetzten Bedingungen dieses Daseins über und die griechische Kunst tritt in jene Phase ein, wo die leidende Seele vom dunkeln Untergrunde einer ihrer Schätzung nach minderwerthigen Realität leuchtende Gegenbilder herausprojiciert.

Wie die Griechen von Hyperboreern träumten, deren Locken goldener Lorbeer

umkränzt, die bei Harfentönen und dem Klange von Klarinetten in Fröhlichkeit Mahle halten, keine Krankheit und nicht das entkräftende Alter kennen, nichts wissen von Mühen, Fehden und der strafenden Nemesis, so ist alles, was ihre Bildhauer schufen, was sie selbst von ihrer Vergangenheit und ihren Göttern dachten, was ihre Philosophen konstruierten, ein glänzender Traum, der alles das enthält, was sie im Leben vermissten. Dasselbe wunde Herz, derselbe leidende Geist offenbart sich auf allen diesen Gebieten. So ist die Kunst der Griechen ein Katalog der Wünsche, deren Erfüllung die Natur ihnen versagte, ein in homerischer Ruhe gesungenes Epos der Sehnsucht.

Die Gegenwart mit ihren unberechenbaren Kräften war den Griechen überlegen, aber die Vergangenheit konnten sie unter die Tyrannis ihres künstlerisch schaffenden Geistes zwingen. Sie vernachlässigten daher die Realität und die Ereignisse, die scharf umrissen in der Luft des Tages standen, sie verwischten die Wahrheit und hielten sie nicht im historischen Drama fest. Sondern als echte Romantiker lebten sie in

einer wundervoll erlogenen, bis ins Detail phantastisch ausgearbeiteten Welt der Vergangenheit: der Mythus ist die Schöpfung ihrer schwermüthigen Seele.

Der Boden, aus dem er wächst, ist das Leiden an der historischen Vergangenheit. Die Griechen waren einmal Fremdlinge in ihrem Lande gewesen; sie waren eingewandert und hatten eine bestimmte Kultur vorgefunden, die sie sich zu nutze machten. Dieses Bewusstsein verletzte den Stolz des Griechen, dieses Irgendwoherkommen war ihm unerträglich. Er hatte die Sehnsucht nach einer andern Vergangenheit und das Kunstwerk des Mythus zeigt, wie er sie wollte. Hier stammen die Menschen von Göttern ab: Achill und Ajas sind Urenkel des Zeus, Plato's Familie lässt sich auf Poseidon zurückführen, Aristoteles hat Asklepios zum Ahnen. Alles ist autochthon. Die Griechen selbst sind nicht nur die Urbevölkerung ihres Landes, auf ihrem Boden entstand das Menschengeschlecht. Sie erzählen voll Stolz, dass der Weinbau aus Theben stammt, der Oelbaum von Pallas auf der Akropolis gestiftet ist, die erste Feige am heiligen Wege nach Eleusis wuchs.

Auch ein Traumbild des Lebens schufen sie, wie sie es ersehnten. Es ist der Olymp ihrer Götter. Nicht aus den Händen eines Priesterstandes empfing sie der Grieche. Nach seinem Bilde schuf er die Götter, tränkte sie mit allen den Leidenschaften, denen seine kindliche Seele sich so willig hingab, verlieh ihnen aber zum Unterschiede von sich das, wonach er vergebens die sehnenden Arme ausstreckte: ewige Jugend und Unsterblichkeit.

Und wie steht es mit der Plastik? Die Anlage und Erziehung des griechischen Auges tritt überall zu Tage. Die Kraft der Schönheitswirkung ist erstaunlich. Wir lesen bei Plato, wie man sich um einen schönen Jüngling drängt und ihn wie ein Götterbild verehrt, wie dem lebenssichern Sokrates bei seinem Anblicke Ironie und Sophismus schwinden und er in Verlegenheit die Herrschaft über seine Gedanken verliert. Bei Homer spielt der greise Priamus, um seinen Sohn Hector vom Kampfe mit Achill zurückzuhalten, als letzten Trumpf das ästhetische Bedenken aus, auch er, der Vater, werde dann sterben müssen und die Leiche eines alten Mannes sei etwas sehr häss-

liches. Ueberall tritt uns die Bedeutung des Formalen entgegen. Bei dieser Sensibilität ist zu verstehen, dass die Griechen an den Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten litten, mit denen die Natur die Harmonie des Menschenleibes zerstört. Der Grieche, welcher den Menschen als ästhetisches Problem nahm, fand, dass die schlechteste Lösung dieses Problems von der Natur gegeben war und war nun bestrebt, seinerseits die beste zu finden. So entstehen jene Statuen, die nach idealen Massen geschaffen sind, in denen der Künstler abstrahiert hat von den ärgerlichen Capricen der Natur. Also auch hier ist die Unzufriedenheit mit dem Realen bestimmend für die Gestaltung des Kunstwerks.

Während die frühere Zeit in Klagen ausbrach über das rohe Walten unsichtbarer Kräfte, über den ohne Regel und Gesetz sich entwickelnden Kampf roher Mächte, trug jetzt die Sehnsucht des Griechen das Gleichmass und die Harmonie in diese zügellose Welt. Man abstrahierte wie in der Plastik von verwirrenden, störenden Details und die Philosophen unternahmen es, dieses ganze lärmende und betäubende

Durcheinander auf ein oder mehrere Urelemente zurückzuführen. Sie trugen die Idee des einheitlichen Prinzips in das verwirrende Vielerlei. So schuf Plato ein Reich der Ideen, der unwandelbaren Prinzipien des Seins, von denen die realen Dinge ein matter, verwischter Abglanz sind. So tritt hier wie in der Plastik das Leiden an den Willkürlichkeiten der Natur und das Bedürfnis zu Tage, an die Stelle des Vielen, Mannigfaltigen das Einheitliche, Urbildliche zu setzen.

den 11. November.

Meine Studien machen Fortschritte. In einem neuen sonderbaren Lichte erscheint mir die Welt der Griechen. Wie kommt es, dass ich sie früher anders sah, dass ich nur ihr Lachen hörte und keine Ohren hatte für ihre wehmüthigen Klagen? — — —

Wie die Männer draussen auf dem Friedhofe der Heimathlosen werden die Romantiker durch das Los gleicher Traurigkeiten zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen, die trotzig fern ist den blühenden Gärten der Zufriedenen. — — —

Die drei Stationen des Leidens, welche durch die Namen Griechen, Michelangelo, Nietzsche bezeichnet werden, künden uns eine traurige Wahrheit hinsichtlich der Entwicklungsgeschichte der Menschen. Welch ein Weg von dem erhabenen, sympathischen Schmerze an dem natürlichen, unverfälschten Dasein bis zu der trüben Niedergeschlagenheit wegen des durch Jahrhunderte währende Fehler verpfuschten Lebensbildes. Die Griechen litten unschuldig, Das lässt ihre Schwermuth so gross, so rührend erscheinen. Michelangelo schon litt an den Schwierigkeiten, welche wir selbst in die Welt getragen haben, an der Unehrlichkeit des Wollens und Denkens. Die Liebe zu dieser reichen Erde hatte die Menschen in die Kirche vor die Bilder der weltlich schönen Gottesmutter geführt. Der Rausch des Lebens, der Liebe und des Schaffens wandelte das Haus der Entsagung zu einem Tempel der Freude. Um die steinernen Gesetzestafeln schmeichelten wilde Rosen ihre üppigen Ranken. Ein ehrgeiziger Mönch riss diese herab und liess die verwitterten Buchstaben ihre herrische Sprache reden. Er rief die eisigen Stürme aus ver-

lorenen vergessenen Zeiten und der Frühling welkte dahin. Die Menschen gaben sich selbst auf, sie erkannten die drohende Kirche an und die Schönheit ihrer Neigungen blutete unter der Geissel des betrogenen Intellekts.

— — — Und an die Stelle der Kirche trat heute der Staat, der die Kräfte der Guten und Ehrlichen lähmt.

— — — — — — — — — — — — —

Hanna ist aufgestanden. Ihr Fuss schmerzt noch ein wenig, aber sie schreitet schon tapfer einher, indem sie sich auf Vater und Mutter stützt. Von meinem Fenster aus sehe ich die Drei zwischen den kahlen Beeten gehen.

Ich möchte den guten Leuten gern eine Freude machen. Vielleicht bekomme ich für meine kleinen Geschichten einen Verleger, so dass sie Hanna zu Weihnachten gedruckt unter dem Baume findet. Noch heute will ich es versuchen. Ich werde einen andern Namen wählen; denn die draussen in der Welt sollen nichts von mir hören, brauchen nicht zu wissen, wo ich weile.

den 19. November.

Sicherlich, es giebt ein zweifaches Leben. Das der Stürme, der ewigen Unruhe, der wilden Leidenschaften; in dem auf einsamen Brücken Degen durch schweigende Nächte blitzen, in dem wildes Gelächter und der Klang klirrender Gläser den Morgen grüssen. Hier wandelt sich Liebe gar schnell in lodernden Hass, hier wachsen Pläne, denen nie die Erfüllung blüht, klingen Lieder, die auf springenden Saiten im Missklange sterben.

Und dann giebt es ein anderes Leben, das der Träume. Hier ist nicht Schwere noch hemmende Kraft. Nicht wie ein Heer mit klingendem Spiele, klirrenden Waffen und dem schallenden Schlage der Hufe stürmt es dahin. Den blassen Wolken gleich, um die ein junger Wind seinen weichen Arm legt und die er durch den blauen Saal der Luft in unbekannte Gefilde führt, so gleitet das Leben dahin, das weltferne Träumer dichten. Die leisen Wünsche ihres Herzens blühen auf und die Beete, die ihre Sehnsucht schuf, tragen Blumen, deren Glocken gross und bunt sind und schwer-

müthige Düfte bergen. Und in den Gärten seiner Liebe wandelt der Dichter.

Und in diesen Gärten stehen der ewig jungen Griechengötter blinkende Statuen, sind Botticellis sonnige Engelreigen, wandeln die Kranzträger Michelangelos und der Idealmensch Nietzsches, ein stolzes Geschlecht, das durch die Leiden, aus denen es stammt, Feinheit und Adel erhielt, das sich aussondert aus den Reihen der groben Glückskinder.

den 20. November.

Heute kommt der erste Korrekturbogen meines Buches. Der Verleger, an den ich schrieb, hatte sogleich angenommen.

Meine Studien über die Griechen machen Fortschritte. Bald will ich anfangen, die Resultate aufzuzeichnen.

den 24. Dezember.

Die letzten Wochen waren voll eifriger Arbeit: neue Geschichten und dann die Gestaltung des Griechenproblems. Draussen haben die Winterstürme gerast und das Meer warf seine Wellen bis an die Dünen.

Heute ist klarer Himmel und eine Decke von Schnee hüllt das Land.

Friede auf Erden!

In Hansens niedrigem Zimmer brennt ein kleiner Baum mit dünnen Lichtern. Die Alten sitzen Hand in Hand und Hanna blättert voll Glück in meinem Buche. Ich stehe nahe dem Ofen und blicke durch das Fenster. Alle Wege sind leer und die Häuser erleuchtet. Vater Hansen erzählt alte Friesengeschichten. Wir sitzen noch lange beisammen und sprechen von guten einfältigen Dingen.

Friede auf Erden!

Dann bin ich in meinem Zimmer. Meiner Kindheit Tage ziehen vorüber und die Hand, die mich den rauhen Weg meiner Bestimmung führt, streicht tröstend über meine Stirne. Auch sehe ich die Nächte, da ich fern der Heimath, wenn dort die Bäume im Glanze der Lichter strahlten, einsam bei lärmendem Volke sass, dessen Gebräuche mir fremd sind. Mein Auge wird feucht. Das Bild der Geliebten drängt sich durch die Reihen der Träume.

Doch meinem Schmerze fehlt der Stachel. Ungeduld und Verlangen schwanden dahin.
Friede auf Erden!

den 31. Dezember.

Heute ist der Tag, da die Menschen, die in der Welt leben, Rechenschaft sich geben über ein verflossenes Jahr. Nur einen Augenblick kann ihr Blick weilen auf dem, was gewesen; denn das Getriebe des Tages duldet kein Stehenbleiben und Rückwärtssehen. In ihre stillen Gedanken dringt der Lärm der Strasse.

Ich habe Musse, das Vergangene zu betrachten und dem Kommenden ins Auge zu sehen. Ein wogendes Meer von Tagen und Nächten liegt hinter mir. Seine hohen Wasserberge spritzten trotzig weissen Schaum gen Himmel und das Schiff meines Lebens schien bald den flimmernden Sternen, bald der See geheimnisvollen Gründen nahe. Nach dem goldenen Glanze ferner Welten und den Ungeheuerlichkeiten des Meeres griff meine Hand. Doch den begehrlichen Fingern war das eine wie das andere unerreichbar.

Da zuckten Blitze und der Donner rollte am Himmel. Mein Schiff zerschellte und ich rettete mich an das Land. Zuerst ballte ich die Fäuste vor Grimm und klagte laut über des Schicksals rauhe Führung. Dann erst sah ich mich um. Wundervolle Gärten breiteten sich aus mit seltsamen Blumen und schattenreichen Palmen. Gestalten von hoher Bildung und einer feinen märchenhaften Schönheit wandelten hier und grüssten mich voll Freundlichkeit. Ich glaubte sie alle zu kennen. Und doch waren sie verändert, waren grösser und wie verklärt. Die Geliebte war unter ihnen und lächelte mir zu. Da gewann ich das Land und seine Bewohner lieb und ich will mich nie von ihnen trennen.

Das Meer des Lebens habe ich verlassen, das Land der Kunst habe ich mir entdeckt. Ihm sei meine Liebe und der Rest meiner Jahre gewidmet.

den 12. Februar.

Es ist mildes Wetter. Der Schnee ist geschmolzen und die Dünen mit ihrem hellgrünen Grase schimmern festlich in der

klaren Luft. Wo sie eine Lücke lassen, leuchtet das Meer. Sein Rauschen ist stolz und friedlich. Von den Dünen steigen einfach gekleidete Mädchen in Gruppen herab und singen stille helle Weisen.

Nach der andern Seite dehnt sich die Heide, liegen strohbedeckte Häuser mit Wällen von schwarzen Erdschollen. Vor ihnen plaudern Männer; ihre Bewegungen sind schlicht und schwer. Die Mutter, die ich früher am Strande gesehen, kehrt über die Heide in das Dorf zurück. Ihr Gang ist müde und ohne Rhythmus. An der Hand führt sie den Knaben, dessen Blicke verträumt seitwärts am Boden hängen, als suche er etwas Verlorenes wiederzufinden.

Die Mädchen, die von den Dünen steigen, kommen an mir vorüber und die einfache Melodie ihres Liedes klingt voll in mein Ohr. Hanna ist unter ihnen; sie erröthet und nickt mir leise zu. Dann ziehen sie weiter in das Dorf hinein und kehren zurück in den Frieden ihrer Häuser.

Ich blicke hin, wo die höchste Düne ragt. Hier müsste mir ein Palast stehen, weiss wie der Möven Gefieder, und an den hohen Fenstern müssten Läden sein vom

zarten Grüne des Strandhafers. Das Dach wäre von meeresgrünem Glase und das Licht glitte wogend durch die glänzenden Hallen. Vor dem Hause müsste eine Terrasse liegen, auf der durch hoch ragende Bäume rother Korallen der Meereswind braust und des sterbenden Tages Frösteln auf den Saiten goldener Harfen tönt. Und wenn die Sonne aufgeht, dann sollte aus zwei mächtigen zu Becken gehöhlten Opalen der bunte Rauch von dem Brande seltener duftender Wasser zu Meere ziehen. Von der Terrasse führt eine Treppe in mählicher Senkung mit breiten Stufen bis tief in die See. Wenn Ebbe ist, liegen bunte Muscheln, Quallen wie Krystalle umher. Robben tauchen auf und schauen mit den grossen Augen erstaunt auf die beiden Sphinxe, die kalt und ruhig wie das Schicksal inmitten der tanzenden Wogen lagern. Keines Sterblichen Fuss ausser dem meinen dürfte das Haus betreten. Wenn die Sonne sich erhebt, steige ich die Stufen hinab zum Meere und lagere mich zwischen den Sphinxen. Dort spinnt die Sehnsucht das bunte Gewebe meiner Träume. Und erst wenn die Sonne sinkt und die violette Seide

meines Gewandes im kühlen Abendwinde knistert, kehre ich zurück in die Hallen.

den 13. Februar.

Noch zittern meine Glieder und immer von neuem hastet die Hand nach dem Briefe, der vor mir liegt, bohrt sich das Auge auf diese Worte, diese wenigen Worte, die mein Inneres zerwühlen und meinen Körper schütteln. Rasende Freude und grimme Todesangst, bacchantischer Jubel und des Entsetzens karge Thräne, die Wonne eines vom Tode Geretteten und das Grauen angesichts nahen Sterbens kämpfen in meinem Innern. Bald wie des Evangeliums süsse Stimme, bald wie des Gerichtes Posaune, welche die Sünder fürchten, scheinen mir diese Worte:

„Geliebter, ich habe Deinen Aufenthalt erfahren. Warum hattest Du mich verlassen? In zwei Tagen werde ich bei Dir sein. Denn ich liebe Dich noch immer.“

„Ich liebe Dich noch immer —“ ist es nicht, als öffneten sich mir des Himmels Thore, als sähe ich seine Herrlichkeit und lockende Pracht, hörte der Engel Musicieren?

Aber dazwischen tauchen Fratzen auf, deren graue Lippen der Ekel verzerrt. Sie grinsen mich höhnisch an; ihr Blick tötet die Hoffnung und weckt die krampfende Kälte des Verzweifelns. Diese schüttelt meine willenlosen Glieder; sie wirft meine Füsse am Boden hin und her, schlägt meine Hände auf den Tisch und krallt mir die Finger um seine Kanten.

— — Dann versinkt alles. Es wird ruhig in mir und der eine Gedanke allein beherrscht mich: ich werde sie wiedersehen!

*　　*
*

Eine Bewegung der blassen Frau, die bisher ohne sich zu rühren, gesessen hatte, liess mich in dem Lesen der Blätter innehalten.

„Von unserm Wiedersehen werde ich Ihnen erzählen müssen“, sagte sie mit ihrer sanften klangvollen Stimme, „denn das Tagebuch schweigt hiervon. Es scheint, als habe Ihrem Freunde Kraft und Musse gefehlt. Doch werden Sie erlauben, dass ich mich kurz fasse.“

Ich nickte schweigend und sie erzählte:

„Ich habe stets an ihn gedacht, nachdem er mich eines Tages ohne Abschied und, wie mir damals schien, grundlos verlassen hatte. Mein Wille war darauf gerichtet, ihn wiederzugewinnen. Aber es gelang mir nicht, seine Adresse zu erkunden. Da fiel mir eines Tages der Band Geschichten in die Hände, den Sie kennen und von dem das Tagebuch berichtet. Ich blätterte darin und wurde plötzlich aufmerksam. Es war mir schliesslich keinen Augenblick mehr zweifelhaft, dass Ihr Freund der Verfasser sei. Ohne mich zu bedenken, fuhr ich nach Leipzig und besuchte den Verleger. Ich sagte ihm, dass ich eine Verwandte des Schriftstellers sei und bat um die Adresse. Er glaubte mir und erfüllte meinen Wunsch. Ich schrieb den Brief, den Sie soeben lasen und machte mich auf die Reise.

Unser Wiedersehen war ergreifend. Es war mein glücklichster Tag. Ihr Freund hatte Thränen im Auge und zitterte vor Freude. Sein Aussehen war blass und er schien gealtert. Doch fiel mir das damals nicht auf. Erst später kam es mir zum Bewusstsein.

Ich nahm ein Zimmer in dem einzigen Hotel, das auch den Winter hindurch geöffnet ist. Den ganzen Tag über waren wir beisammen. Ihr Freund schien sehr glücklich zu sein. Nur wenn ich in ihn drang, mir zu sagen, warum er mich damals verlassen hätte, wurde er voll Betrübnis. Er antwortete mir nicht darauf, sondern griff hastig nach meiner Hand. Wir besuchten alle Orte, die ihm vertraut waren, auch den Friedhof der Heimathlosen und machten Spaziergänge am Strande und über die Heide.

Nach einigen Tagen bemerkte ich eine grosse Veränderung an ihm. Er wurde sehr still und alle Heiterkeit schien von ihm gewichen. Der Blick seiner Augen bekam etwas Unstetes, seine Sprache ward rauh und seine Rede abgerissen. Ich glaubte anfangs, seine Liebe zu mir wäre erloschen. Aber das war nicht der Fall.

Als ich ihn eines Abends, wie es meist geschah, bis an sein Haus geleitete, bat ich beim Abschiede, er möge mir, da ich noch einige Stunden aufbleiben wolle, seine Arbeit über die Griechen mitgeben, von der er mir erzählt hatte. Er zögerte zuerst

und schien sich zu besinnen, dann flog ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht. Ohne ein Wort zu sagen, ging er hinein und reichte mir das Manuskript durch das Fenster. Ich nahm es mit mir und habe es noch an demselben Abende gelesen".

Hier schwieg sie eine Weile. Ihr Gesicht war wie von Stein; nur die Augen schienen lebendig. Voll innigen Mitgefühls betrachtete ich die schlanke Gestalt mit dem wundervollen goldenen Haare, das statt Rosen ein schwarzer Schleier bedeckte.

Längere Zeit herrschte Schweigen. Dann blickte die junge Frau mich an und fuhr zu sprechen fort:

„Nach der Lektüre überkam mich plötzlich das Gefühl, als sei ich Ihrem Freunde nicht gelegen gekommen. Ich musste an die Veränderung denken, die seit meiner Anwesenheit mit ihm vorgegangen war und an sein krankes Aussehen. Da ich Klarheit haben wollte, ging ich am nächsten Tage zu seinen Wirthsleuten, in der Hoffnung, hier etwas zu erfahren.

Ihr Freund war gerade fortgegangen und ich fand so Musse, mich mit Hansens zu unterhalten. Diese erzählten mir denn

von seiner anfänglichen Unruhe und Traurigkeit. Sie hatten ihn oft in seinem Zimmer laut reden und weinen gehört. Dann sei er ruhiger geworden und in der letzten Zeit habe er manche Stunde froher Laune gehabt. Seit einigen Tagen sei nun leider wieder eine Aenderung zum Schlechten eingetreten. Besonders die letzte Nacht wäre recht bedenklich gewesen. Er habe nicht geschlafen, sondern sei laut redend in seinem Zimmer auf- und abgegangen. Dann erwähnten sie auch, dass ihn der Arzt öfters besuche.

Zu diesem ging ich nun sogleich und als ich von ihm zurückkam, wusste ich ziemlich genau, wie es mit Ihrem Freunde stand. Obgleich ich ihn sehr liebte, fasste ich sogleich den Entschluss, fortzugehen. Denn ich sah sehr wohl, dass meine Ankunft Wunden aufgerissen hatte, die schon fast vernarbt waren. Für ein Leben mit mir hatte nach langem Ringen die Kunst, hatten Träume ihm Ersatz gegeben. Sie können sich denken, wie schwer es mir wurde, ihn zu verlassen. Aber es wäre ja sicherlich das beste gewesen.

Es sollte anders kommen. Als ich im

Begriffe war, meine Koffer zu packen, stürmte ihr Freund plötzlich die Treppe herauf und trat hastig in mein Zimmer. Er sah blass und verstört aus und sein Haar war an den Seiten ergraut. Was musste er in der letzten Nacht durchgemacht haben!

Ich war sehr erschrocken, dass ich bei den Vorbereitungen meiner Reise überrascht wurde. In meiner Verlegenheit griff ich zu dem auf dem Tische liegenden Manuscripte und erzählte, dass ich es gelesen habe. Sein Auge flammte. Er nahm die Blätter, riss sie in der Mitte durch und schleuderte sie fort.

Lass mich damit zufrieden, sagte er mit heiserer Stimme; das ist blasses sentimentales Zeug, elende Schreiberei, schwindsüchtiges Mondlicht. Es muss erlöschen, es wird lächerlich, wenn die glühende Sonne scheint. Gieb Du ihn mir wieder, des Lebens brennenden Purpurtrank. Müde bin ich der schweigenden Gärten, ihrer bleichen Lichter, trügerischen Kulissen und des romantischen Prospekts.

Du bist das Leben, rief er, vor mir niederknieend und meine Kniee umfassend,

Du bist das Leben und ich bete Dich an. Verzeihe mir, dass ich abgöttisch war. Nur während ich Dein Bild nicht sah, konnte das geschehen. Das ist nun vorüber. Nie wieder werde ich vor falschen Götzen knieen. Nur wende Dich nicht ab von mir. Jetzt — jetzt darfst Du nicht gehen.

Dann sprang er wieder auf: ich sehe zuckende Lichter von bunten Lampions, heisse durstige Lippen, magere Arme, die nackt aus knisternder Seide wachsen und funkelnde Kelche mit perlendem Weine tragen. Rings um uns her, Geliebte, ist ein wogendes Meer von Farben und Düften. Es ist des Lebens leuchtende schwüle Nacht.

Sie währt nicht lange. Nur ein paar Augenblicke sind mir übrig. Willst Du mich da verlassen; nicht wahr — Du kannst es nicht!

Was sollte ich thun? Ich sah, dass er mit mir nicht würde leben können, aber ohne mich viel weniger. So versprach ich denn zu bleiben; ihn nicht zu verlassen. Und glauben Sie mir, ich that es gern, denn je unglücklicher ich Ihren Freund sah, desto mehr liebte ich ihn.“

„Sie haben ihm ein grosses Opfer gebracht.“

„Nein,“ erwiderte sie mir mit Lebhaftigkeit, „es war kein Opfer. Als solches habe ich meine Handlungsweise nie empfunden, auch später nicht. Wenn ich bei Ihrem lieben Freunde blieb, gab ich nur den innersten Wünschen meines Herzens nach.

Er war sehr glücklich, als ich ihm mein Versprechen gab; aber er wehrte ab, als ich mich bereit zeigte, meine Sachen sogleich wieder auszupacken, und er sagte, wir wollten nicht länger auf der Insel bleiben, sondern, wenn es mir recht wäre, sogleich abreisen. Auf meine Frage, wohin, schlug er Venedig vor. Ich wusste nichts dagegen einzuwenden.

Seine Stimmungen in den folgenden Tagen werden Sie am besten aus den hier wieder einsetzenden Tagebuchaufzeichnungen erfahren. Wollen Sie lesen?“

Ich griff zu den Blättern und fuhr an der Stelle, an der ich aufgehört hatte, fort.

*　　*
*

den 17. Februar.

Es ist gut, wenn man Klarheit hat über das, was kommen wird.

Die habe ich.

Es ist nichts Ungewisses, nichts Zwiespältiges mehr in mir; nichts, das mich plötzlich wankend machen könnte.

Wie die Farben der Dinge aufwachen, wenn die Sonne unterging und das Glitzern aus der Luft schwand und jeder Gegenstand in der sichtbaren Kraft seines Wesens in Ruhe dasteht, so sehe ich heute die Welt ohne den wogenden Schleier, der die Formen verändert und die Farben trübt.

Keine Leidenschaft, kein Zorn leben in mir. Schon schwand die Sonne hinter den Bergen. Die Weisheit der letzten Stunde ist da; Ruhe und Klarheit — —

Nur das Leben hat Werth, das grosse feierlich brausende Leben. Narren und Schwächlinge sitzen in ihren Kammern und arbeiten an ihren schwindsüchtigen Träumen. Sie kleben bunte Läppchen und goldenen Flitter auf Pappe und singen dazu mit gedämpfter Stimme trübselige Weisen. Und wenn ihre Hände müde sind und die Dunkelheit kommt, gehen sie zur Ruhe. Sie denken

kaum daran, dass draussen in tausend zuckenden Adern das Blut des Lebens schlägt, dass der ärmste Kerl, der den Duft aus seidenen Frauenröcken athmet, der trunken über den bunten Spiegel des Asphalt schreitet, hundertmal reicher ist, als sie, die Kalten, Einsamen.

Freilich, man muss zu leben verstehen. Es ist keine leichte Kunst. Ich hatte es nicht verstanden. Jetzt könnte ich es. Doch nun ist es zu spät.

Die Stille der Insel hat mich erzogen, hat mich reif gemacht. Hier in der Einsamkeit fühlte ich nicht die Umarmung des Ungeheuers, das sich Staat nennt, nicht seinen eifersüchtig strafenden Blick, der jeden trifft, der etwas für sich behalten will, der ihm nicht sein Bestes zum Opfer bringt. Musse und Besinnen waren nothwendig und künstlerisches Schaffen. So wurden meine Sinne feiner, lernte ich mehr und besser sehen und hören. Tausend Dinge, von denen ich früher nichts wusste, jetzt kenne ich sie. Ueberall entdeckte ich Schönheiten und hier und dort und da möchte ich anbeten. Die Welt ist so reich, wie ich es nie geahnt hatte.

Die Welt ist reich und schön und ich bin ein glücklicher Schatzgräber; denn ich ahne sogleich, wo etwas verborgen liegt.

Doch was nützt es mir, wenn ich nicht mehr wandern und graben kann. Ich sehe das rothe Gold und die funkelnden Edelsteine im Schosse der Erde; aber ich bin zu schwach, die Schätze zu heben.

Wie herrlich könnte mir jetzt das Leben erblühen, jetzt, da die Kunst es mich schmücken gelehrt hat. An sich ist sie ja lächerlich, Thorheit, aber sie öffnet Augen und Ohren und macht uns reicher und verständiger.

Ich wüsste auch, mit wem ich dieses kostbare Leben theilen würde. Denn die Geliebte ist wieder da.

Aber es geht nicht. Alles ist zu spät.

Auf diesem Boden wächst nichts mehr. Wie ein Barbar habe ich mein Dasein verwüstet, — musste ich es verwüsten, denn ich war ein hülfloses Kind, das niemand zurechtwies, dem niemand sagte, wie man den rauhen Mächten trotzt.

Nur für eine Nacht der Schönheit reichen die Kräfte. Eine Nacht kann ich mir noch schaffen als Symbol des grossen

Lebens. In ihr sollen alle Quellen meiner Seele ihre leuchtenden Wasser springen lassen. In ihr soll die Blüthe meines Daseins ein einziges Mal sich erschliessen. Schon wenn der Morgen graut, werden ihre Blätter fallen. Dieser Nacht dunkeln fiebernden Leib will ich mit kostbaren Narden salben; mit goldenen Spangen und blitzenden Steinen will ich ihn schmücken und durch das traumhaft bewegte Haar dieser Nacht will ich athmende Ketten brennender Rosen ziehen.

— — — — — — — — — — — — —

Morgen fahren wir nach Venedig!

„Sei Fastnacht in Venedig. Wir wollen ein fröhliches Fest feiern“, habe ich an meine Freunde geschrieben.

Nun muss ich noch Hansens sagen, dass ich sie verlasse. Es wird mir schwer, denn es sind gute Leute.

Venedig, den 19. Februar.

Venezia! Könige beugten vor Dir die Kniee, die Jugend einer grossen Zeit betete Dich an und Greise wurden zu Jünglingen durch die Liebe zu Dir.

Als Du jung und zart warst, koste Deine Hand den Scheitel Bellinis und Du hörtest voll Wonne das süsse Stammeln seiner Knabenlippen. Dann wurdest Du Weib und Tausende lagen zu Deinen Füssen. Du schenktest Deine Gunst dem Würdigsten, vor dem Könige ob ihres angeborenen Vorrangs errötheten. Sein Name war Tizian. Die Sonne Eurer Liebe schmückte die ganze Erde und die Menschheit fröstelte, als sie unterging. Manche warben nach ihm um Deine Gunst, manchen schenktest Du sie; aber das Gold Deiner Seele hatte er mit sich genommen.

Dann kam die Zeit, da die letzten Gluthen Deines alternden Leibes in lüsternen Feuerzungen spielten. Du stecktest den Ring an Tiepolos lasterhafte Hand. Aber das goldene Lachen des grossen Glücks war Deinem Palaste geschwunden und in der Kammer tönte das silberne Kichern sich mühender, hinsterbender Lust.

Noch heute glänzt an Deinem Leibe altes Geschmeide. Aber Du selbst bist bejahrt und unschön. Nicht Könige, nicht die Jugend liegen mehr zu Deinen Füssen. Plumpe Gesellen drängen sich zu Dir. Du

giebst Dich jedem, der Geld hat und erzählst ihm geschwätzig von den Zeiten Deiner Grösse.

Wie stets sind sie auch heute da, die Müden und Abgespannten, denen es nicht gelingt, Arbeit und Schönheit, Leben und Kunst zu vereinen. Aus allen Gegenden kommen sie, wo Barbaren wohnen, selbst Barbaren durch Natur und Schicksal. Sie berauschen sich an fremden Kulturen und kehren nach wenigen Wochen zurück, nicht reicher, nicht fähiger zum Leben.

Über die Piazzetta wehen kalte Winde. Venedig lacht, ein frostiges, mühsames Lachen. Überall Kostüme und närrische Masken. Denn es ist des Karnevals letzter Tag.

Ich fahre mit der Geliebten und den Freunden, die meinem Rufe folgten, durch die Kanäle. Die Gondel ist bekränzt und unser Sang steigt zu den Balkonen.

Auf einem steht eine Frau. Sie trägt ein schwarzes Kleid und eine flammende Blume im Haare. Die fast durchsichtigen Hände stemmt sie auf die Brüstung, dass das Gold der Ringe am Steine knirscht. Mit vorn übergebeugtem Körper blickt sie

auf unsere Gondel und ich erkenne ihre blassen Züge. Ich laufe die Stufen hinauf, deren jede mit Erinnerungen meinen Fuss umschmeichelt und küsse der Frau die Hände. Sie weint leise, mit starrer Miene, schlägt meinen Ärmel zurück und presst schweigend die zuckenden Lippen auf eine alte, längst vernarbte Wunde. Dann geht sie hinaus und kommt bald mit einem schlanken Knaben zurück. Sie führt ihn zu mir und ich schliesse mein Kind in die Arme.

Von drunten folgen jetzt die Freunde und die Geliebte. Zu dieser flüsterte ich ein paar Worte. Da zieht sie den Knaben an sich und küsst ihn. Und die Frau im schwarzen Kleide duldet es; denn ihr Leben ist abgeschlossen; im Vergangenen liegen ihre Schicksale. Der Knabe aber erröthet und im leisen Schauer der Wollust zittern seine feinen Glieder. Die müden sehnsüchtigen Augen, die Lippen, denen man es ansieht, dass sie viel zu verschweigen haben, künden, dass er zu jenen Kindern gehört, in deren nächtlichen Träumen junger Frauen Küsse glühen.

Er bettelt, ich möge ihn mitnehmen

für den heutigen Tag, weil ihn die Mutter allein nicht in das Treiben des Karnevals lasse. Die Frau in dem schwarzen Kleide ist einverstanden und er folgt uns, als wir zur Gondel hinabsteigen. Und wie wir abfahren, steht wieder das bleiche Weib auf dem Balkone, diesmal hoch aufgerichtet; die Nägel ihrer Finger ruhen steil auf der Brüstung. Ihre Augen und ihre Lippen schweigen.

Wir fahren durch Venedig. Was je in dieser Stadt geschah, ist unsterblich. Denn es fehlt die unersättliche Erde, der Menschheit grosse Feindin, die jegliches wundervolle Geschehen hinabschlingt und in ihrem Schosse birgt; die heuchlerisch im Schmucke von Blumen lächelt, wo Helden starben; die höhnisch gähnende Wüsten breitet, wo tief drunten Stätten märchenhafter Kulturen schweigen. Wie vor Jahrhunderten drängen sich schmeichelnd die Wasser zu den Stufen der Piazzetta und flüstern ihnen kosend von alten Festen, stolzen Dogen und Carpaccios klugen Träumen.

Und von Stein und Wasser erheben sich die Erinnerungen meiner Jugend,

kräftig und klar und geben meiner Seele den sichern Rausch glücklicher Träume. Das Frostige schwindet aus dem Lachen der Menschen und ich höre tiefe Wonne in ihren Stimmen zittern.

Wir singen und jubeln mit den andern. Wir steigen die Treppe manches alten Palazzo hinan, plaudern mit schönen Frauen und lachen mit ihnen in leuchtenden Sälen, deren Luft nur schwer die schwellenden Lungen athmen, da sie voll ist von Glückseligkeit, die aus alten Bildern in goldenen Rahmen strömt.

Dann kommt der Abend.

Da wird es lebendig in jenem Raume, den Tiepolos Hand zu einem Heiligthume schuf für Menschen, denen jegliches Heldenthum fremd ist, die aber mit zitternder Seele alles Köstliche lieben, es mit weissen Händen pflegen. Und bunte Lichter wachen auf, erstaunt und verschlafen noch wie nach schweren Träumen. Sie wecken die Fresken, gleichsam mit müden flüchtigen Küssen. Antonius und Kleopatra beginnen das Mahl und die Musik auf der Galerie fängt an zu spielen. Und die Lichter werden mehr und mehr wach und wecken die Blumen, die

auf der Seide des Tisches schlafen, an dem wir speisen werden und den Wein, der in edeln Karaffen glüht. Und junge Diener kommen in seidenen Kleidern und Musikanten nehmen an der Seite Platz und stimmen ihre Instrumente.

Bald sind sie da, mit denen ich diese Nacht verbringen werde; die Freunde und die Geliebte und mein junges schönes Kind —

Nachts.

Geliebte! Während Ihr mich jetzt suchen werdet, bin ich allein und fahre in einer Gondel durch die Kanäle.

Es schlägt Mitternacht von den Thürmen der Kirchen. Über die gewölbten steinernen Brücken ziehen mit einem Schweigen, das wie ein Schrei fahler Hoffnungslosigkeit ist, schleppenden Schrittes bleiche und müde Menschen in seidenen Dominos. Aschermittwoch begann. Das Lachen ist in Venedigs Gassen verklungen. Schwarz und freudeleer, fieberhaft traurig dämmert die Stadt. Wie ein Reich der Toten ragt sie auf und der Canal grande gleicht dem Strome der Unterwelt.

Aschermittwoch begann! Des Rausches selige Stunde ist vorüber und wenn die Sonne kommt, wird sie mühsam stöhnende bleiche Tage über die Erde schleppen. Und durch diese Tage hin werden arme Menschen ihr Dasein wie ein Kreuz auf schwachen Schultern zum frühen Ende zerren. Wenn sie aber in Golgatha angekommen sind, werden sie nicht wissen, warum sie leiden. Ihre Schmerzen sind sinnlos und kein Werk überlebt ihr Dasein. Und wenn ihre brennende Lippe das Blut schmeckt, das unter des Lebens dorniger Krone von ihrer dreissigjährigen Stirne rinnt, dann wird ihre Seele sich ob der verlorenen Jugend winden.

Es ist ja unser Schicksal, dass wir brutal sind, wenn wir leben, blutleer und weltfremd, wenn wir schaffen. Hier Barbaren, dort Romantiker; nie aber ganze Menschen. Das ist unsere Tragödie. Wir misshandeln und verpfuschen unser Leben, das uns als unschönes Angebinde ward, und wenn es unter unsern Schlägen noch hässlicher geworden ist, kehren wir ihm den Rücken zu und es träumt unsere Sehnsucht von einem andern, einem unmög-

lichen Dasein. Und die meisten dämmern so fort in dem Rausche weltferner Kunst bis an ihr Ende. Manche nur reissen sich los, erwachen schreckhaft und breiten die Arme wieder aus nach dem Leben. Wie wollten sie es jetzt kosen und umschmeicheln. Zu spät! Nun müssen sie sterben.

Noch vieles könnte ich Dir sagen, Geliebte. Doch ich will schweigen, will die Dissonanz nicht ausklingen lassen. Es ist nicht lieblich, wenn Hoffnungslose sich zum Sterben rüsten.

So sage ich Dir Dank, dass Du dem grauen Tage eines Kranken ein goldenes Abendroth schenktest. Um das Eine bitte ich Dich noch: nimm Dich meines Kindes an. Wenn diese Gondel meinen Leib zurückbringt, führe Du ihn an mein Lager und sprich ihm von mir und meinen Leiden. Und sieh zu, dass er eine bessere Jugend sich schaffen, dass er ein ganzer Mann werden, nicht zwischen rohem Genusse, brutaler Arbeit und schwindsüchtigen Traumbildern hin- und hergerissen werden möge.

Wir sind jetzt am Lido und ich will hinaus auf das Meer. Dort werde ich

sterben. Venedig liegt hinter mir; in dumpfem Schweigen, als schäme es sich vor den Gestirnen, die einst seine Herrlichkeit und Grösse liebten. Jetzt glänzen sie fern und kalt vom Himmel.

So scheide ich denn von Dir, Du mein geliebtes Weib. Ich grüsse Dich und meine Freunde. Ihr sollt nicht weinen. Nimm Dich des Knaben an. Bald haben wir das Meer erreicht. Wenn der neue Tag die feurigen Signale am Horizonte zeigt, ist es Zeit, dass ich scheide.

Ich hatte aufgehört zu lesen. Die Frau in meinem Zimmer weinte leise vor sich hin. Sie sprach noch ein paar Worte zu mir. Aber ich verstand sie nicht, denn meine Seele war allzu aufgeregt. Ich kam erst zu mir, als sie die Thürklinke bereits in der Hand hielt und Abschied von mir nahm.

Dann ging ich an das Fenster. Ich zog die Jalousieen auf und sah die Frau das Haus verlassen. Unten stand ein junger Mensch von grosser Schönheit, der sie kindlich lebhaft empfing. Sie gingen Hand in Hand die Strasse hinab. Ich aber sah ihnen noch lange nach, als sie längst meinen Blicken entschwunden waren.

Die Sonne schien nicht mehr. Die Familien kehrten von ihren Ausflügen zurück; die Mütter schwitzten, die Väter lachten angeheitert, die Kinder waren müde und unartig und hatten Fettflecke auf den weissen Kleidern.

Da setzte ich mich an den Schreibtisch, nahm die Akten zur Hand und begann zu arbeiten.

Ende.

Von demselben Verfasser sind bisher folgende Bücher erschienen:

Am Grabe der Mediceer.

Florentiner Briefe über deutsche Kultur.

158 Seiten gr. 8^0. Preis 2.40 Mk., gebunden 3.40 Mk.

Urteile der Presse:

Wahrheiten werden in dem Buche gesagt, die nicht laut genug hinaustönen können in die deutschen Lande, Wahrheiten, die den Schleier hinwegreissen von hässlich stinkenden Miss- und Übelständen, die schon lange alle freien deutschen Geister mit Sorge erfüllen. Die Sprache des Buches ist von kühner Leidenschaft getragen und fliesst dahin in reissenden Strömen, alle trägen, schlummernden Gemüter erweckend — berufen, sie mit sich fortzureissen.

Otto Grautoff i. d. Wochenschrift „Der Lotse".

Unsere volle Aufmerksamkeit beanspruchen die meistens in eine wunderschöne knappe Form geprägten, von gründlichem Studium und scharfer Auffassung zeugenden Plaudereien über die Vertreter der Kunst aus dem Zeitalter der Renaissance.

Hamburger Nachrichten.

Nicht viele Autoren verstehen es, ihren Lesern eine so reich besetzte Tafel von litterarischen Delicatessen vorzusetzen, wie der Verfasser dieses Werkes, der in seinen geistvollen Briefen die verschiedensten Themata berührt und in eigenartiger Weise beleuchtet.

New-Yorker Staatszeitung.

Ein Buch, das uns gefesselt hat wie lange keins, und das wir ohne aufzustehen, von Anfang bis zu Ende gelesen haben. Ein Deutscher, der aus der inneren Misère seines Vaterlandes sich hinausgeflüchtet hat in die Stadt der Mediceer, richtet an einen Freund neun Briefe, die in einer pessimistischen Stimmung anheben, die dann unter dem gewaltigen Eindruck der grossartigen Denkmäler der Renaissance in Florenz sich immer farbenreicher und lebensfreudiger gestalten und schliesslich mit kampfesfrohen Besserungsvorschlägen endigen.

Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Der Vorzug dieses Buches liegt in der Gleichmässigkeit seines vornehmen Stils. Dieser zeugt von dem Geschmack und der echten Bildung des Autors. Eine melancholische Ruhe liegt über den Worten; ich werde an die tiefen, in sich ruhenden Farben der frühen italienischen Bilder erinnert. Von einem stillen Schmerz der Verlassenheit durchglüht, sucht die müde Seele Trost in den Bildern der Vergangenheit, und legt einen reichen Zauber in die gleichen, ruhig-reifen Sätze.

Ernst Schur in der „Gesellschaft".

In diesen Briefen spürt man den Pulsschlag der Zeit.

Deutsche Zeitung (Berlin).

— Der Schmerz einer edlen, poetischen, aber wunden Künstlerseele —

Der Türmer.

. . . es ist mit hinreissendem Temperament geschrieben, voll rückhaltsloser Ehrlichkeit und imponirender Kühnheit, — das Werk eines vornehmen Geistes.

Emil Schaeffer in der „Eule".

Savonarola

Ein Schauspiel in fünf Akten.

114 Seiten gr. 8⁰. Preis 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Urteile der Presse:

Der Verfasser hat es meisterlich verstanden, uns die Zeit der Blüte der Renaissance in Italien, den Hofstaat der kunstsinnigen Mediceer und den Kreis der um Lorenzo Medici versammelten Künstler und Gelehrten in plastischer Anschaulichkeit zu vergegenwärtigen. — — Unverkennbar ist das Werk die Schöpfung eines vielversprechenden Talents.

Posener Zeitung.

Die Sprache des Schauspiels ist von hinreissender Kraft — die lyrischen Partieen, kunstvoll dem Ganzen eingefügt, von unvergesslicher Anmut.

Hildesheimer Allgemeine Zeitung und Anzeiger.





ILLGNER & ENSLIN, LEIPZIG.

